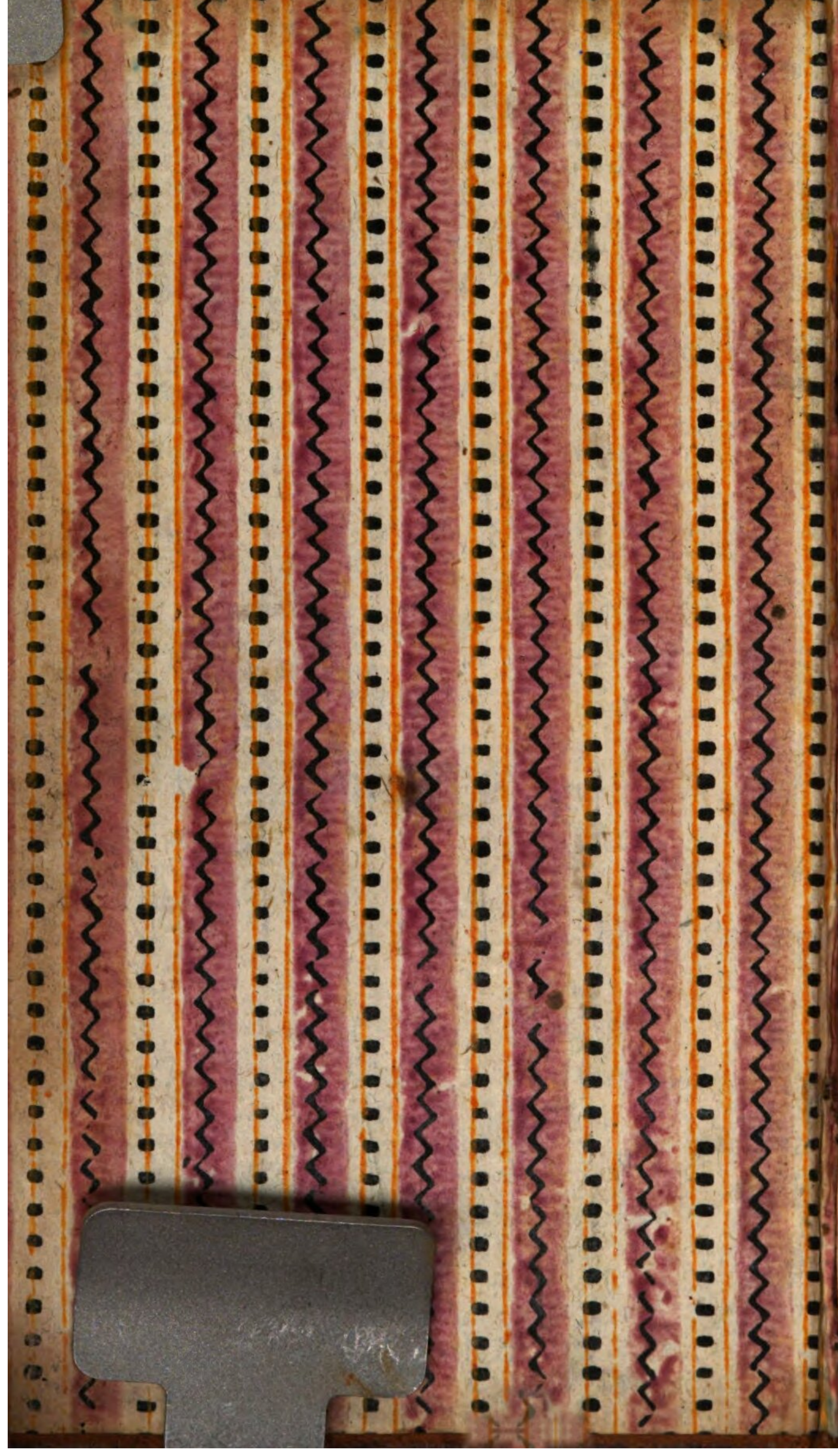














Philos. P. 840<sup>e</sup>

Munster

Ac. 457<sup>1</sup>







Phil. mor. in gen. 1612.

R









C. C. Gleissbach sculp.



ÜBER  
DEN MENSCHEN  
UND  
SEINE VERHÄLTNISSE.

---

Opinionum commenta delet dies, naturae  
judicia confirmat. Cic. de Nat. Deorum.  
Lib. II. Cap. 2.

---

BERLIN,  
IN DER FRANKESCHEN BUCHHANDLUNG.

1 7 9 2.







---

ERAST. PHILEMON.

---

E. **W**ie? ich sollte meine Kinder nicht dem Staate erziehen? Gibts einen edlern, größern Zweck für den Erzieher?

P. Der Zweck kann edel seyn, und doch nicht der richtige. Glaubst du wohl, daß der Mensch da ist, um ein Mitglied dieses oder jenes Staates zu seyn?

E. Das wohl nicht, aber wenn er nun einmal darin lebt?

P. Gut, so werden daraus für ihn Verbindlichkeiten entspringen, die aber defshalb noch nicht Zweck sei-



nes Daseyns seyn dürfen. Der Mensch ist eher Mensch als Bürger, und sollte die Bildung eines Menschen nicht ihren Zweck in sich selbst haben? Darf dieser wohl zufällig seyn, und dieß würde er seyn, wenn der Mensch genöthigt wäre, die Form des Staates, worin er lebt, anzunehmen? Gesetzt, wir lebten in einem Staate, wo Glück und Unglück sich nach der höhern oder niedern Stufe seines Standpunktes classificirt; wo der Mensch ohne Titel ein bürgerliches Nichts ist: wolltest du nun deinem Sohn all das Gift eines mißgeleiteten Ehrgefühles deshalb einimpfen, weil es dem Staate zuträglich ist? Soll und muß sein Kopf so verdorben werden, damit er reif sey, sein ganzes Leben hindurch nur einem Phantom nachzujagen? Soll er nur thätig seyn, nicht dafs er glücklich werde, und andre glücklich mache, sondern dafs er irgend eine Wür-



de erhasche? Was könnte ihn wohl bewegen, auch dann thätig zu seyn, wenn er diesen Lohn, nahe oder fern, der Handlung nicht folgen sieht? Wer sollte dir Bürgschaft geben, dafs deine Söhne ihr Ziel erreichen? und ist das nicht, was glaubst du wohl, dafs die Wirkung jenes nie erfüllten Strebens seyn würde? Ohnmacht, Unzufriedenheit und schwarzer Trübsinn! Du wirst sie vergebens dagegen zu bewahren suchen, wenn nicht etwa ein träges Blut der Natur zu Hülfe kommt.

E. Ich gestehe dir, dafs deine Gründe mir wichtig sind, aber sage mir nun, wohin soll die Bildung gehen?

P. Zum Menschen!

E. Kann er nicht Bürger und Mensch zugleich seyn?

P. Das wohl, aber jener darf nur aus diesem entstehen, er ist eine spätere einseitige Modification desselben.



E. Ich dünkte, das käme auf eins heraus. Wenn jemand guter Bürger seyn soll, muß er guter Mensch seyn; und da bestünde der ganze Unterschied darin, daß *ich* das spätere, *du* aber das frühere Ziel im Auge hast.

P. Kennst du nicht Männer, die alle öffentliche Verbindlichkeiten so vollkommen erfüllen, daß ihnen der Name eines *Rechtschaffenen* nicht zu versagen ist?

E. Allerdings!

P. Und hast du je untersucht, ob diese Männer stets die *glücklichen* waren?

E. Wohl nicht immer; aber ist das die Schuld des Bürgers?

P. Vielleicht mehr als du glaubst. Wenn es wahr ist, daß noch kein Staat, wenigstens in den bekannten cultivirten Ländern, — mit welchem Rechte sie es zu seyn *glauben*, darf ich hier nicht untersuchen — ver-



mögend gewesen ist, in dem allgemeinen freudigen Ausruf seiner einzelnen Glieder: *ich bin zufrieden! glücklich!* den Beweis seiner innern Vollkommenheit aufzustellen: so ist es uns, denk' ich, erlaubt, bevor wir die Natur anklagen — und wie groß muß der Geist dieser erhabenen Mutter seyn, um all die ungerechten Klagen von der Einfalt ihrer unerkennlichen Kinder schonend zu dulden! — an der Uebereinstimmung des Staates mit unserer besseren Natur, seiner wahren Vollkommenheit, zu zweifeln, und bey der Bemühung, uns nach seinen Begriffen und Bedürfnissen zu formen, einige Behutsamkeit zu beobachten. Ein Mitglied, welches diesem hypothetisch krankem Staate homogen seyn soll, muß gerade die Krankheiten haben, woran der Staat selbst darnieder liegt. Wenn nun die erkrankte Natur des Bürgers seinem Urbilde so



treu wird, daß sie die Natur des Menschen verdrängt, so wird dieser Mensch zwar dem Staate angemessen, seiner wahren Bestimmung aber fremd seyn. Wird nun, — was doch mehr denn wahrscheinlich ist, — unsere wahre Glückseligkeit in dem Grade vermindert, als wir uns von unserer Bestimmung entfernen, so muß der beste Bürger, Falls er nicht zufällig, — wenn auch nur durch Trägheit seiner Masse. — einige Ueberreste seiner bessern Natur gerettet hat, unstreitig der weniger glückliche seyn.

E. Gesetzt aber, er verfehlte die *wahre* Glückseligkeit, und genösse eine andere, die seiner *bürgerlichen* Natur angemessen ist; möchtest du ihn defshalb wohl beklagen?

P. Würdest du einen Betrunkenen, welcher fröhlich ins Wasser tanzt, und da sein Ende findet; würdest du diesen wohl glücklich preisen?



E. Weil er ins Wasser fällt, nicht; aber so lange seine Trunkenheit dauert, ist er doch glücklich.

P. Mit welchem Rechte du diesen Zustand überhaupt glücklich nennst? ist eine Frage, die ich zum Ueberfluß deiner Verlegenheit erlassen will. Unstreitig kommen wir in der Bestimmung des Glücks darin überein, daß es *in der möglichst grossen Anzahl angenehmer Empfindungen* bestehe.

E. Das glaub' ich auch.

P. Da nun nichts in der Welt, genau gerechnet, an Menge und Form dasselbe ist, so kann es auch nur *einen* Weg geben, auf welchem für uns die meisten Rosen blühen.

E. Das scheint wahr und nicht wahr zu seyn. Für jeden einzelnen Menschen kann es nur *einen* Weg geben, welcher für ihn der angenehmste ist; ob aber dieser *eine* Weg auch für



den Dritten, der nicht meine Natur, nicht meine Sinne hat, also anders denkt und empfindet, der einzige ist, das folgt wohl nicht daraus.

P. Siehst du gern deinen Nächsten leiden?

E. Nein!

P. Ist der heitere, oder trübe Himmel deinem Gefühl der angenehmste?

E. Natürlich der heitere!

P. Wünschest du nicht, mit jedem Tage dein Wissen zu vermehren?

E. Allerdings wünsch' ich das!

P. Magst du es leiden, daß ein dir zustehendes Recht aus den Händen eines Dritten, der sich den Oberen nennt, dir als Gnade zugewogen, oder abgesprochen werde?

E. Wer trüge wohl solche Gnade!

P. Glaubst du, daß irgend ein Mensch auf der Welt, wofern er nicht wahnsinnig ist, in allen diesen Fällen anders als du empfinden werde?



E. Nein! das glaub ich nicht; der Unterschied könnte nur im *mehr* oder *weniger* liegen.

P. Also gibt es doch gewisse Grundzüge des Denkens und Empfindens, die allen Menschen gemein sind?

E. Das kann ich nicht läugnen.

P. Es muß also auch einen Weg geben, der diesen Grundzügen am meisten angemessen ist; wo die Saiten unserer Empfindung auf die sanfteste Art berührt werden, und Klang und Einklang harmonisch sind.

E. Das scheint so zu seyn.

P. In diesem Sinne wird es dir hoffentlich einleuchtend seyn, daß dieser *eine* Weg zum Glück, auch der einzige fürs Ganze ist, und daß jeder andere Weg minder angenehm und minder befriedigend seyn muß. In so fern nun dieser Weg den Grundzügen des Menschen angemessen ist, muß er nothwendig der *natürliche*



seyn, und sind wir eben deshalb verpflichtet, diesen und keinen andern einzuschlagen. Jedes Naturgesetz hat aber, was ich bey dir als bekannt voraussetzen darf, den unauslöschlichen Charakter, daß es nicht ungestraft übertreten oder vernachlässigt werden kann, mithin muß jedes fremde Mittel zur Glückseligkeit zugleich die Strafe der Entführung vom Wege der Natur mit sich führen; und ist dieses wahr, wie kannst du ungewiß seyn, ob es uns frey stehe, anders als die Natur es will, glücklich zu seyn? ob wir bey der Bildung des Menschen die Form des Staates blindlings annehmen, oder die Natur zu Rathe ziehen müssen, um zu erfahren, ob sie der Volksfitte, oder diese ihr weichen muß? Sehr viele der Erziehungsanstalten in unserm Staate sind von der Art, daß darin mehr für Bereicherung mit Kenntnissen, als für Bil-



dung des Charakters gesorgt wird, und liegt dieser letztere Zweck zum Theil ganz aufser ihrer Sphäre. Höchstens äusere Sittsamkeit — und *das Aeussere* hat überhaupt bey uns grosses Gewicht! — ist alles, was sie erreichen wollen und können. Man überladet die Jugend mit Vorstellungen, welche ihren Fähigkeiten noch nicht angemessen sind, und wenn nun, wie ganz natürlich ist, der Ekel sich einfindet, so glaubt man sich dadurch, dass man ihr Ehrgefühl vorspannt, und sie so über ihre Kräfte hinauf zieht, sehr gut geholfen zu haben. Erlangt man hier mehr, als mit Eigendünkel erfüllte Vielwischer?

E. Du scheinst, wenn ich dich verstehe, nicht damit zufrieden zu seyn, dass man den Geist des Jünglings so früh als möglich bilde; und das streitet doch mit deinen eigenen Grundsätzen. *Gut handeln, ein gutes*



*Herz haben, — sagst du oft — gelte nur von dem, welcher richtig handelt, seine Vernunft zu gebrauchen weiß; und die blofse Neigung zum Guten sey oft Schwäche, die ohne den gehörigen Grad der Vernunft, mehr Uebel als Gutes stifte: was kann man also wichtigeres thun, als den Geist des Menschen so früh als möglich bilden?*

P. Sehr wahr, aber *bilden* und *den Geist mit Vorstellungen bereichern*, sind noch ganz verschiedene Dinge. Ich will mich erklären!

Das thätige Leben des Menschen zerfällt in Absicht der Triebfedern zum Handeln, in zwey Theile. In dem ersten wird der Mensch durch Gefühle bestimmt; er verhält sich gegen äufsere Eindrücke nur leidend, nimmt Vorstellungen auf, läfst sie in Empfindungen, und diese zu Handlungen übergehen, ohne eben darüber



zu denken, und in solchem Fall sagt man: *das Herz handelt*. In diesem Alter ist der Mensch ein bloßes *Gewohnheitsthier*, der Abdruck der ihn umgebenden Welt; seine Seele steht hier auf der ersten Stufe der Menschenkraft, auf der Stufe der *Nachahmung*. Die öftere Wiederkehr einer und derselben Vorstellung, und die jedesmahl darauf erfolgte ähnliche Handlungsart, gibt seiner Seele schon eine bestimmtere Richtung. Sind diese Eindrücke gut, wie z. B. die Vorstellung von der vernünftigen Handlungsart der Aeltern, der Lehrer, des Gesindes, kurz, der ihn umgebenden Menschen, so wird es auch die Richtung seines Charakters seyn.

Soll nun der zweyte Theil des thätigen Lebens, derjenige nemlich, wo die Handlungen nach Gründen, und zwar, was bey guten Menschen nothwendig ist, *nach Gründen der reinen*



*Vernunft* bestimmt werden, für den Jüngling glücklich seyn, so muß das Herz der Vernunft empfänglich gemacht worden seyn, es muß eine solche Richtung erhalten haben, daß es nachher beim Erwachen der Vernunft nicht schon mit ihr in Streit geräth. Nur in diesem Fall, wenn Herz und Vernunft sich die Hände biethen; wenn es noch keiner Leidenschaft geglückt ist, der Vernunft zuvor zu kommen, und mit jenem in ein Bündniß zu treten, wodurch die noch unmündige Vernunft genöthigt wird, mit ungleichen Kräften zu ihrem Nachtheil zu kämpfen; nur dann darf ich hoffen, daß der Mensch gesund, daß er vollkommen werden kann. Vielleicht siehst du schon von selbst, wo ich hin will. Der erste Theil der Bildung des Menschen bestehet nicht sowohl in der absichtlich bewirkten Bereicherung mit Vorstellungen, — die sich vermöge der



weit schärferen Sinne und der gröfseren Thätigkeit der Natur, mehr denn zu häufig aufdrängen, und deren Zuflufs sogar in dem früheren Alter durch eine behutsame Trägheit der Natur bey Entwicklung unserer Sinne sorgfältig verspätet wird, um den Geist des Menschen nicht durch eine zu schnelle Ueberraschung unendlich vieler Vorstellungen zu verwirren, — sondern er besteht vielmehr in der Richtung derselben, oder in der Bemühung, diese oder jene Vorstellung für sein Herz und die künftige Handlungsweise fruchtbar zu machen. Denn eine, dem Anschein nach, ganz gemeine Idee, dem Kinde *anschaulich* gemacht, kann durch ihr *eigenes* Licht so unendlich viele Nebenideen erhellen, dafs der Nutzen davon fürs ganze übrige Leben entscheidend ist. Es wird dir nicht schwer fallen, selbst einzusehen, dafs man einen



großen Fehler begeht, wenn man die erste Periode des Menschenlebens nicht ihrer Natur gemäß benutzt, mehr darauf denkt, das Kind mit Vorstellungen anzufüllen, als die schon vorhandenen zu berichtigen, und deren Wirkung so anzulegen, daß sie Einfluß aufs Herz haben.

Ist aber das Herz in diesem Alter verwahrlos't, hat man früher auf Bildung des *Kopfes* als der *Gefühle* gedacht, dann entsteht zwischen diesen beyden Kräften ein ungesundes Verhältniß, und selten oder nie wird ein Mensch von dieser Krankheit genesen. Es können dann *große Köpfe* entstehen, aber kein *großer Mensch*, wenigstens bleibt diese Größe immer einseitig.

Beyde Haupttriebfedern der Thätigkeit, von einander getrennt, treiben nunmehr, wo nicht nach entgegengesetzten, doch nach verschie-



denen Richtungen, und so mögen uns die Widersprüche des Rechts und Links in den Charaktern derjenigen Menschen, die uns so oft an ihnen irre machen, nicht mehr befremden.

Beynahe noch von größerem Gewicht scheint die Bildung der Gefühle beym weiblichen Geschlechte zu seyn, wo die allzu groſse Reizbarkeit ihres Körperbaues, der Vernunft nicht gestatten will, mit Ruhe deren Leitung zu übernehmen; die Allgewalt der Empfindungen stürmt zu heftig auf sie, als daß sie nicht freywillig ihre Fackel umkehren sollte. Bey diesen pflegen Gefühle nicht selten stärkere Stützen der Tugend zu seyn als die Vernunft, die nicht immer vernünftig ist, und eben so oft zur Beschönigung, als zur Verwerfung einer unrichtigen Handlung sich bestechen läßt.

Um dir im allgemeinen einen recht lebhaften Begriff von der Macht



der mit uns aufgewachsenen Gefühle zu verschaffen, so darf ich dich nur auf das zahllose Heer der *Vorurtheile* verweisen. Von diesen, besonders wenn sie seit geraumer Zeit den Stempel der Religiosität an sich tragen, reißt sich der klügste Kopf nur selten los. Nicht als fehlte es seiner Vernunft an Schärfe, das *wahre* vom *falschen* zu scheiden, sondern die ihnen anklebende Heiligkeit erhält die Vernunft in einer so ehrerbietigen Entfernung, daß sie es gar nicht über sich erhalten kann, ihnen zweifelnd ins Gesicht zu schauen; darum stehen diese Götzen so sicher in ihrer weiten Halle. Selbst diejenigen, welche man zu den Zeiten einer kraftvollen Mannheit spottend verjagt hat, ziehen am Abend des Lebens mit Triumph wieder ein, und rächen ihre Verweisung durch Zweifel und kleinmüthige Reue. Aus diesem allen



wirst du nun sehen, wie wenig ein verzärtelnder Vater Ursache hat, sich bey tückischen, eigensinnigen Handlungen der Kinder mit der süßen Hoffnung zu schmeicheln, sie werden, so bald sie vernünftig geworden sind, — was gewöhniglich so viel heißen soll als sobald sie *groß* sind — schon anders handeln. Armer Vater, daß du für deine gutmüthige Schwäche einst so schwer büßen mußt! Armer Jüngling, daß ohnmächtige Hände deine Seele so scheußlich entstellten, dich einem ewigen Kampfe zwischen Tugend und Laster unterwarfen! Der Friede deines Lebens ist dahin.

---



ERAST. PHILEMON.

---

E. Unsere letzte Unterredung, liebster Philemon, hat mich in tiefes Nachdenken versetzt. Ich weiß nicht, ob ich mich freuen oder betrüben soll, daß ich Kinder habe. Wer bürgt mir dafür, daß ich bey allem guten Willen, ihre Glückseligkeit zu befördern, nicht mehr verderbe als gut mache; und wenn diese, wie du mit Zuversicht zu behaupten scheinst, *ganz* in meinen Händen ruht, soll ich dereinst es tragen, daß sie meiner Schwäche fluchen?

P. Bey einer *festen* Behandlung, wenn sie auch hie und da fehlerhaft seyn sollte, wirst du das nicht zu befürchten haben. Und dann, lieber



Erast, laß uns thun, was wir *können*, und nicht, was wir *wollen*. Unsere Schuld übersteigt nie das Mafs unsrer Kraft.

E. Wenn das Ziel deiner Erziehung der Mensch allein ist, so ist es wohl der Frage werth, ob *dein* Mensch mit Menschen zu leben wünschen möchte, die es nicht in *dem* Sinne sind, nach welchem *er* gebildet ist.

P. Ob er mit diesen gerade zu leben oder Freundschaftsbande zu schliessen wünscht, kann hier so wenig etwas ändern, als der ächte Künstler ungewiß seyn darf, ob er bey seinen Werken mehr dem etwa verdorbenen Geschmack seiner Zeitgenossen, oder den wahren Regeln der Schönheit und innern Vollkommenheit folgen müsse: aber dulden wird er sie gewiß; denn er lebt ja unter ihnen, lernt früh ihre Verhältnisse kennen und achten. Er weiß es, daß jeder



Mensch den ihm unter Umständen möglichen Grad der Vollkommenheit erreicht, und dafs es nur einer frommen Albernheit zu verzeihen ist, wenn sie wähnt, der Mensch könne absichtlich in Unvollkommenheit — oder was auf eins hinausläuft — in Irrthum beharren wollen. Der ärgste Bösewicht, oder ein Mensch, der nach unsern Begriffen uns als ein solcher erscheinen muß, sehnt sich eben so stark nach Ruhe, nach besseren Gefühlen, Falls er davon einen Begriff hat, als ein durch Schiffbruch Verschlagerener nach seiner Heimath. Diefs weifs der Mensch als Mensch, und erträgt gern die Fehler seiner Brüder. Seine eigene gesellige Glückseligkeit wird um so unabhängiger seyn, je weniger sie mit anderen in Streit kommt; er findet sie da, wo andere die ihrige verloren haben, und nicht wieder finden mögen noch können.



Seine Freunde, an die er sich um so fester anschliesst, je geringer ihre Zahl ist, und die ihm mehr denn hundert Schaalköpfe gelten, findet er in *allen* Ständen, indess der anstands- volle Bürger überall sieht und seine Wahl in die engen Gränzen der Schicklichkeit einschliesst, um sich und die Welt von seinem besseren Werth liebreich zu unterrichten.

E. Welches ist denn nun aber *dein* Begriff vom Menschen?

P. Der, dass er nichts sucht, was nicht *wahres* Gut ist.

E. Und dieß wäre?

P. Wahrheit, und der Wunsch, sich, mithin auch seine Brüder, so glücklich als möglich zu sehen.

E. Die dächte ich, könnte der Bürger auch suchen.

P. Das könnte er, allenfalls auch finden: aber würde sie ihm Wahrheit seyn? Wie viele mögen es nicht wis-



sen, daß Lasten drücken, aber die Anwendung dieser Wahrheit, läßt sie uns wohl vermuthen, daß sie ihnen von der wahren Seite verständlich sey? Der zum Bürger erzogene Mensch — die wenigen Ausnahmen werden Gründe genug für sich haben, mir hier nicht ins Wort zu fallen — welches sind seine Motive, sich Kenntnisse und Geschicklichkeit zu erwerben? nicht wahr, um ein *anderes* Ziel dadurch zu erreichen. Die Wahrheit wird ihm Mittel zu einem fremden Zweck. Seine Vorstellungen von Glück sind mißgeleitet, immer strebt er jenem Ziele nach, von dem er, weil er selbst es weiter steckt, oder weil es, seiner Natur zu Folge, sich in einem Sumpf verliert, nur zu oft entfernt bleibt. Wie manchen mag ein so fruchtloses in die Höhen-Recken zu einer dumpfen Verzweiflung zusammen krümmen!



E. Ich dürfte also meinem Sohn nicht sagen: lerne was, so schätzt man dich! Das ist die Bahn des Ruhms!

P. Angenommen, daß der Ruhm des Schweißes werth ist, so würdest du ihn doch belügen.

E. Warum *belügen*?

P. Du versprachst ihm von seiner Kenntniß *Ehre*, also auch wohl *Beförderung*?

E. O ja!

P. Sahst du je ein Land, wo *Fähigkeit zum Amte* ein natürliches Recht dazu wurde?

E. Nein, das nicht!

P. Nun sieh, die Vergleichen, welche dein Sohn, im Fall er dir folgt, mit einigen neben ihm laufenden Unwissenden, durch dein und anderer Lob anzustellen veranlaßt würde, dürfte ihm leicht von seinem Wissen eine zu vortheilhafte Meinung beybringen; sein Selbstgefühl wächst



zum Dünkel, und dieser Eigendünkel wird der triftigste Grund seyn, warum er dem geschmeidigern, sich ganz hingebenden Ignoranten nachsteht, indem er es unter seiner Würde hält, das zu erbetteln, wozu er durch seine Verdienste sich berechtigt glaubt.

E. Auf die Art nimmst du ja dem Fleisse die beste Stütze!

P. O! ich wünschte sie ihm auf immer nehmen zu können, damit niemand mehr mit ihr versinken möchte. Der Durst nach Erkenntniß ist dem Menschen so wesentlich, daß schon eine dicke Wolke pedantischen Schulstaubes dazu gehöret, um ihm diese Kost zu verleiden. Das Studium der Welt, deren unendlich mannigfaltiger Reiz unendlich vielen Köpfen mannigfaltige Nahrung gibt, bedarf keiner fremden Aufmunterung, sobald nur jener Trieb zur Erkenntniß durch unnatürliche Stätigkeit der kraftvol-



len Jugend in langweiligen Hörsälen  
jähnender Lehrer nicht mehr metho-  
disch erstickt wird. Oder glaubst  
du für deine Söhne zu gewinnen, wenn  
du ihre Blicke hievon abziehst, um  
sie auf ein *fremdes ungewisses Gut* —  
und was nennt der Mensch nicht alles  
*Gut* — achten zu lehren? Hältst du  
es für angenehm und befriedigend,  
die Segel ihrer Hoffnung recht weit  
auszuspannen, um sie dereinst desto  
enger einziehen zu können? Bey der  
Glückseligkeit, welche der Mensch  
hier nieden geniefsen kann, kommt al-  
les darauf an, welchen Begriff er vom  
Zweck seines Daseyns hat. Fällt  
dieser über sein *Ich* hinaus, dann  
schwimmt er in einer weiten Leere  
ohne Steuer, ohne Haltung. Da er  
den Grund seines Daseyns nicht in  
sich selbst findet, so mufs er aufser  
ihm seyn. So ungewifs über sich  
selbst, wird er nicht unwillig, sich



jedem fremden Zweck zum Mittel anzubiethen, sein eigenes Daseyn dem Daseyn eines andern untergeordnet zu sehen, und nun trägt er auch ruhig die Ketten, welche die Herrschsucht ihm unter dem — für ihn beynahe überflüssigen — Schein des Rechts und einer wohlthätigen Vatersorge, gnadenvoll anlegt. Er fühlt Kraft zur Thätigkeit; diese Kraft will und muß er anwenden, wenn lange Weile ihn nicht tödten soll. Bey dem größten Theil der Menschen wird sie von der Dürftigkeit vermittelst einer dem Ganzen unschädlichen Anwendung verzehrt; die Ausbildung seiner Denkkraft war für diesen nie ein Gegenstand von Wichtigkeit, er sah es vielmehr gern, daß die Kirche ihren Schoofs öffnete, um über dieses unmündige geistige Depositum eine fortwährende Vormundschaft zu behaupten, und betrachtete sich übrigens



als ein Thier, dessen Kräfte keinen andern Zweck haben, als sich der Fortdauer seines Daseyns zu vergewissern.

In dem Fall aber, wo das Glück, oder der Fleiß des Vaters den Kindern vorgearbeitet haben, entstehen Begierden, welche, dem Anschein nach, zwar von den Begierden der ersten Gattung verschieden sind, doch aber gegen den animalischen Theil des Menschen so viel Anhänglichkeit beweisen, daß sie von ihrer erkünstelten Höhe stets auf diesen Schwerpunkt zurückfallen. Der ganz unbefangene, von dem Lauf der Welt ununterrichtete Kopf würde glauben, daß ein mit hinlänglichen Mitteln zur Befriedigung seiner thierischen Bedürfnisse versehener Mensch nun einen natürlichen Beruf fühlen müßte, seine Geisteskräfte zu bilden, um durch vermehrte Kenntniß von der Natur,



seines Daseyns ruhiger zu genießen, und sich von einer Welt, von welcher er nicht weiß, ob er sie jemahls? wie oft? und wie bald? er sie wieder sehen möchte, einen so vollständigen Begriff mitzunehmen, als die Dauer seines hiesigen Lebens es ihm verstaten will. Aber alle hiervon zu erwartende sanfte Züge menschlicher Glückseligkeit, das Ermunternde der von Bruderliebe erheiterten Geselligkeit, das hohe Gefühl für Naturschönheiten, welches durch den Geschmack an das Conventionelle so sehr getödtet wird, daß man noch billig zu verfahren glaubt, den Sinn dafür, für eine verzeihliche poetische Schwärmerey zu halten, werden nur allzu häufig Opfer einer verkehrten Vorstellung von dem was Glück ist. Bänder und Gold sind die Schmetterlinge, welchen schon der Knabe nachzujagen lernen muß, und wenn er in der Folge



sich ja Anstands halber bey den Schätzen der Weisheit verweilt, so rafft er höchstens so viel auf, als dienlich ist, um jener Preise überflüssig werth zu scheinen. Der allzu thierische Mensch ahndet nicht das hohe Glück, *sich und der Natur zu leben.*

E. *Deine Glückseligkeit scheint mir Achtung zu verdienen, aber soll ich dirs aufrichtig gestehen, mich fröstelt beym Gedanken ihres Genusses.*

P. Es wäre unbillig, von dir etwas anderes zu erwarten, als daß du, *du bist, und ein solches du, ist nicht deine Schuld.* Daher beweis't dieser Schauer nichts. Denn auch dem Esquimaux schauert beym Anblick eines Gesichts, auf dem die Morgenröthe der aufblühenden Gesundheit sich spiegelt; das Ideal *seiner* Schönheit, von Hieroglyphen zerfetzt, verträgt nicht die einfache Natur.



E. Kann seyn. Bis jetzt aber will meine von zwey so verschiedenen Wesen *zusammengesetzte* Natur, mir die Zweifel noch nicht verweisen, welche ich gegen den Genuß einer so *einfachen geistigen* Glückseligkeit zu hägen mich gedrungen fühle.

P. Wenn du das *Einfache* für *Einförmig* hältst, und das darin liegende Mannigfaltige zu übersehen scheinst, so ists nicht meine Schuld. Auch weiß ich nicht, welche Aeufserung zu dem Mißverstände einer *zu geistigen* Glückseligkeit Anlaß geben konnte. Alles, was ich bedaure, ist, daß der Mensch über der ängstlichen Besorgniß für seine Existenz, — die Schuld mag ihm selbst oder seinen politischen Verhältnissen zugehören, — so viel tausend Freuden um und neben sich liegen läßt, die er deshalb nicht genießet, weil er den Sinn dafür verloren hat. Nur daß er



*genieffen, und glücklich genieffen möchte*, setzte die Natur ihn durch die Reizbarkeit seiner Sinne mit der objectiven Welt in Zusammenhang, und es ist der Zweck einer vernünftigen Erziehung, dafür zu sorgen, daß keiner von diesen Sinnen *einseitig* und zum Nachtheil der übrigen Sinne *überschärft* werde. Ich bin weit entfernt, mich von einer metaphysischen Chimäre, alle Menschen zu Weisen zu machen, aus dem Kreise der Naturkräfte herausführen zu lassen, und die natürliche Ungleichheit widerlegt diesen Satz von selbst. Darin aber überschreiten meine Wünsche nicht die Möglichkeit, wenn ich allen meinen Brüdern eine moralische Gesundheit gönne. Der eingeschränkste Kopf kann dessen ungeachtet ein richtig geleiteter Kopf seyn, und die Resultate davon sind nicht ein hoher Grad speculativer Denkkraft,



---

sondern *Einfalt der Sitten*. Dieß ist das höchste Ideal einer National-Glückseligkeit. Mag doch der Gesichtskreis eines Einzelnen noch so enge seyn, wenn er nur, so weit er sieht, *richtig* sieht. Freylich so lange Staaten sich noch mehr nach den Bedürfnissen ihrer Hoheit, als nach den Bedürfnissen des Volks formen, die Habsucht der Fürsten ungeheuere Massen zusammenrafft und diese heterogenen Theile zur Einheit ihrer individuellen Glückseligkeit zu erkämpfen sucht; so lange *Privat-Eigenthum* noch die Seele einer *unruhigen* Thätigkeit bleibt, die Arroganz der Obern das Gefühl des eigenen Werths gefühllos kränkt: so lange verlieren sich meine Wünsche — und warum sollt ich mir wohl das schuldlose Vergnügen versagen, meinen Brüdern gutes zu wünschen — in dem blauen Hintergrunde der Zukunft.

---



---

ERAST. PHILEMON.

---

E. Du erwähntest in unsrer letzten Unterredung einer Art *Gefühle*, welche in der Jugend gesammelt, für das folgende thätige Leben sehr entscheidend seyen. Kannst du mir nun genau angeben, welche *Gefühle* der Pflege werth find?

P. Jede Vorstellung, sie sey nun durch äufßere Einwirkung veranlaßt, oder durch Gesetze der Ideen-Association erneuert, wendet sich zuerst an die Einbildungskraft, vermittelst welcher ihre Wirkung auf uns bestimmt wird, und diese ist das *Gefühl* der Vorstellung. Ein großer Theil der Menschen findet es nicht unter seiner Würde, sich mit dem Auspruche dieser ersten Instanz zu



begnügen, und demselben Folge zu leisten. Dieser Glaube an die Richtigkeit des Afficirtseyns, wächst durch die Biegsamkeit unserer Organisation zum Mechanismus, bey vielen zu einem blinden Gesetze heran, und so büßt endlich der Mensch so wohl guten Willen als die Fähigkeit ein, seine Bestimmungs-Gründe zum Handeln — die *Gefühle* — vor der Vernunft zu rechtfertigen. Ihr Daseyn erhält nun *Selbstständigkeit*, und nöthigt die Objecte zu einer bestimmten, ihr gefälligen Form, gleich einem elastischen Körper, der nur durch den ihm eigenen Ton in Schwingung gesetzt werden kann, und gegen jede andere Einwirkung gefühllos bleibt. Sie unterscheiden sich von den Natur-Gefühlen, welche in der Natur selbst gegründet sind, wenn jene dem Menschen bloß natürlich sind, wesentlich dadurch, daß sie überall ange-



troffen werden, wo der Mensch ist; da hingegen jene, die conventionellen Gefühle, nur dann im Menschen vorhanden sind, wenn er da ist, wo diese Gefühle einheimisch sind. Zu den erstern gehören z. B. die Liebe der Aeltern zu ihren Kindern, die Liebe zur Vollkommenheit; da hingegen ein großer Theil der Religions-Gefühle, der Gefühle des Sittlichen und Anständigen als Producte der individuellen Verhältnisse, sich nur zu den conventionellen Gefühlen gesellen darf. Wenn der Römer in heiliger Entzückung vor dem Bilde der Mutter Maria kniet, so steht der Jude kalt vor einem Kalksteine; Falls ihn die goldene Einfassung nicht etwa erwärmt.

Auch scheinen beyde Arten der Gefühle, so ähnlich sie sich übrigens auch in Absicht ihrer Wirkung sind, in ihrem Wachsthum so wenig gleich-



artig zu seyn, dafs vielmehr die eine gerade da gedeihet, wo die andere stirbt. Je mehr der Mensch sich des Gebrauchs seiner Vernunft bemächtigt, desto häufiger ermatten die ihr widersprechenden conventionellen Gefühle; da hingegen die erstern an Stärke und Reinheit in diesem Lichte gewinnen. Es scheint, als ob der ausgetretene, und in fremde Seiten - Canäle getheilte Strom des Natur - Feuers sich dann wieder in sein erstes Bett zurück zöge, und so concentrirt, der Maschine den gehörigen Grad von Wärme ertheilte, welcher für einen gesunden Menschen so entscheidend ist; und wenn wir diese Wärme bey einem scheinbar grossen Menschen vermissen, so dürfen wir uns auch überzeugt halten, dafs sein Menschen - Werth an seiner künstlichen Grösse unschuldig ist.



Wenn ein Kind ganz frey und ohne üble Beyspiele erzogen werden könnte, so würden wir das Geschäft, *die Gefühle zu leiten*, in den meisten Fällen, der Natur allein überlassen können. Diese würde, von der sie umgebenden Thätigkeit unterstützt, ihm das aus einer Handlung folgende Uebel bald anschaulich machen und den Begriff vom Guten und Schädlichen, und das daraus entspringende Wollen und Nicht-Wollen, bald entwickeln. So wie ein Baum, der jedem Luftstrome gleich ausgesetzt, von keinem mächtigern Nachbar gebeugt, einen geraden Stamm und eine volle Krone gewinnt, so gedeihet auch der Mensch unter einer freyen Leitung zur moralischen Gesundheit. Aber nicht immer spricht die Natur. Wir leben in Verhältnissen, von welchen sie nichts weiß. Aus diesen entspringen Verbindlichkeiten, die von der



Sittlichkeit zuweilen mit dem Bilde der Tugend gestämpelt werden, um ihrem Daseyn mehr Haltung zu geben. Den körperlichen Gegenständen gleich, welche man der Nothwendigkeit ihrer Erhaltung wegen, durch den Charakter der *Heiligkeit* gegen die Verletzungen derer, die den Werth derselben nicht zu schätzen wissen, sicher zu stellen sucht, gibt es auch in der moralischen Welt gewisse, für das allgemeine Beste entscheidende *Vorstellungen*, welche einer ähnlichen Unterstützung bedürfen. Mit ihnen aufgewachsen, ihres Anblicks gewohnt, scheint uns das *wie* und *warum* derselben, der Frage öfters kaum werth zu seyn, und so unbekannt mit ihrem innern Gehalte, würden die wichtigsten Wahrheiten vielleicht Gefahr laufen, als gedankenlose Erscheinungen auf jede Einwirkung Verzicht thun zu müssen,



wenn die Weisen des Volks nicht Mittel gefunden hätten, durch eine Adresse an die Sinnlichkeit, ihnen mehrere Aufmerksamkeit zu verschaffen.

Viele solcher Vorstellungen haben durch den ihnen anklebenden Charakter der *Volksfite*, des *Herkommens*, des *Conventionellen* unter den allgemeinen Bestimmungsgründen zum Handeln, einen in der individuellen Lage eines Volks gegründeten vorzüglichen Rang eingenommen, und wenn auch einige derselben von der Art wären; daß sie bey der ihnen abgeforderten Rechtfertigung ihres Ranges, einer sichtbaren Verlegenheit auszuweichen, vergebens sich bemühen müßten, so dürfte doch nicht selten ihr Erröthen in Rücksicht des großen Einflusses, den sie auf die Gründung einer besondern Volksglückseligkeit zu haben pflegen, uns



zu einer behutsamen Schonung verpflichten. Für diese, vorausgesetzt, daß sie der Vernunft nicht geradezu widersprechen, und daß aus der Aufhebung derselben nicht mehr Gutes als Uebel erwachsen würde, ist es nothwendig, dem Kinde eine vernünftige Achtung einzuflößen, und sie seiner Natur gewisser Mafsen schon früh einzuverleiben, damit es sich in der Folge geneigt fühlen möge, denselben willig zu folgen. Diese frühe Unterwürfigkeit gegen sittliches Volksrecht mittelst jener künstlich erzeugten Empfindung, ist für den künftigen Selbstdenker, der auch im Denken seine Schwächen haben kann, so nothwendig, daß nur durch sie einer gefährlichen Neuerungsflucht, der Begierde einzig und allein dem, was die erste Natur vorschreibt, zu folgen, glücklich vorgebeugt, und die Ruhe vieler Nebenmenschen gesichert werden kann.



Ein Frauenzimmer, das in seiner ersten Jugend mit der jedem Menschen zustehenden moralischen Freyheit im Handeln bekannt geworden, die Unschuld allein zu ihrer Führerin gewählt hat; was soll diese bey dem Eintritt in die große conventionelle Welt wohl zu dem Mißtrauen sagen, welches fast jeder ihrer öffentlichen und verborgenen Handlungen deshalb anklebt, weil sie nicht in Begleitung einer andern bereits für anständig, und zu gewissen Sünden als unfähig anerkannten Person unternommen ist. Ueberall muß ihre Tugend bewacht seyn, von tausend Handlungen oder Auftritten wird sie deshalb zurück gehalten, weil sie ein Weib ist. Wie wird diese der Welt erscheinen, wenn man sie nicht früh an die harten Fesseln der conventionellen Sittlichkeit gewöhnt hat? Ob wohl ein solches Mißtrauen nicht häufig Mutter vieler



Vergehungen seyn mag? Doch es ist einmal da, fest gewurzelt im Volks-Charakter, und also der Klugheit gemäfs, einem Uebel, das nicht zu heben ist, wenigstens mit Gefühllosigkeit zu begegnen. Dank dir, Natur, für das goldene Geschenk: *Gewöhnung!*

Ich liebe die Frau N. — hört' ich einst einen sogenannten Naturmenschen sagen, welcher der grofsen Natur die Ehre erwies, sich ihr zum Spiegel vorzuhalten, — und sie liebt mich.

Und ihr Mann? fragte ein Dritter.

Ist ihr Mann. Oder meinst du gar, dafs ihm dieser Eigenschaft wegen ausschliessende Liebe gebühre? Steht im Ehe-Contract eine Silbe davon, und wenn das wäre, seit wenn sind denn Empfindungen Gegenstände des Vertrages? Seine *wahren* Rechte soll mein Vergehen nie kränken, bis dahin, Falls er meiner Vernunft nicht



trauen will, kann er wachen, aber mehr kann er nicht.

Schlimm genug, dafs er *wachen* *mufs*.

Freylich schlimm genug, und doch des Mißtrauens gerechteste Strafe.

Wenn nun aber seine Ruhe dadurch litte?

Wer heisst ihn seine Ruhe auf eine Grille pflanzen? und wenn nun *meine* Ruhe durch Aufhebung dieser Verbindung litte, darf diese mir nichts gelten? mufs ich oder er mir mehr seyn?

Aber seine Grille, wenn sie doch so heissen soll, ist älter, trägt die Schuld der Nation, da mußt du Einzeler weichen.

Warum mufs ich das? Wehr' ichs doch der Nation nicht, Grillen zu machen, wie kann sie mir vorschreiben wollen, *was* ich denken und em-



pfinden soll? Wessen Stimme ist älter, die Stimme der Nation oder der Natur? Muß denn das Weib ewig Slave fremden Eigensinnes seyn? darf es nie der Natur gemäß empfinden? Weil Zweyer thierische Hüllen nicht nach *einer* Form gebildet sind, darum muß jede unschuldige Verbindung, gekettet von ähnlichen Ideen, als Verbrechen das Ansehen des Mannes kränken? Traurige Hoheit, die vom Neide lebt. Oder soll auch hier Stärke Recht seyn? Nun dann weine, weibliche Seele, daß die Natur deinem Herzen den Arm eines Dreschers versagte. Wem das Loos dich zugewürfelt, nun ja, dem gebührt schon dieses Looses wegen deine Liebe, deine ausschließende Achtung; und du, guter Freund, immer ihr werth durch Vertrauen, kehre nie wieder zurück, sie ist *sein*; auch dieser Stuhl ist *sein*, kehre nie zurück! Daß doch der



große Haufe immer nach seinem Gefühl richten muß, und was hier ohne Einklang zurück kehrt, ist Dunst, leerer Schall.

Also Stolz war es, was dich die Rechte deiner Bürger vergessen machen konnte. Deine Ideen-Harmonie sollte ein Band seyn, zu erhaben, als daß der schwächere Theil der Brüder, — unter denen du so einsam herum wandeln mußt — es fassen könnte, und das eben deshalb, weil es in den Volksbegriffen, seiner Seltenheit wegen, noch keinen gesetzlichen Rang eingenommen hat, nun als ein Vorrecht großer Seelen geltend gemacht werden müsse. Nicht wahr, so etwas ähnliches schwindelte doch wohl in deinem Kopfe? Das konnte dir nicht einfallen, daß diese Seelen-Harmonie — die gewissen Natur-Operationen überall zum Vorläufer zu dienen pflegt — ungeachtet ihres be-



scheidenen ätherischen Lichtgewandes, sich wider Willen und Absicht, allmählich verkörpert, und so metamorphosirt, unvermerkt ihre Hand nach dem Becher der Sinnlichkeit ausstreckt. Doch das gilt vielleicht nur von Seelen niederer Art.

Gern will ich es einem Weisern überlassen, einen Menschen zurecht zu weisen, dem Volksfitt eitler Wahn ist. Nur ein conventionelles Gefühl von Pflichtwidrigkeit kann uns sichern, in solchen Fällen das Bemerken grosser Vollkommenheiten an einem Dritten, mit einer kalten Bewunderung abzufinden, und das Auflodern der Einbildungskraft, ihre Flamme sey noch so rein, durch jenen Schauer von Ehrlosigkeit nieder zu dämpfen.

Ein anderes, für das Wohl einer Nation, nach allen Beyspielen der Geschichte, so entscheidendes conventionelles Gefühl, ist eine *hohe*



*Achtung für das Alter.* Auch davon weiß die Natur wenig. Ihrem Willen zu Folge, sollen wir da nur Schätzung zollen, wo wirkliches Verdienst ist, ohne Rücksicht auf die Farbe der Haare; so wie in dem Gedanken, daß ein Mensch 40 oder 50 Jahre länger genossen hat, nichts Verdienstliches zu finden ist. Zuweilen nöthigt uns die Betrachtung der Hinfälligkeit des Menschen, und ein trüber Blick auf unsre eigene Zukunft zu einer liebevollen Behandlung des Alters, aber die Quelle derselben ist nicht Achtung, sondern Mitleid, ein zweydeutiges, zugleich demüthigendes Gefühl, dem es eigentlich nie ausgesetzt seyn sollte. Traurig genug, daß die Natur dem Tode es nicht verwehren konnte, so allmählich jede Kraft der Selbstständigkeit abzustehlen, und den Greis im eigenen Gebieth zum Fremdling zu machen. Und doch, wenn



man einmal nicht bleiben kann, — wer möchte alsdann noch gern viel zu verlieren haben!

Ob die Policey eines gesunden Staates nicht Gründe genug finden möchte, dem Alter das freywillig zu geben, was seine hingeopferten Kräfte der Erde abzunöthigen, nicht mehr vermögen; das ist eine Frage, deren Erörterung außer den Grenzen dieses Werks liegt. Aber ihr Hinzutreten würde doch nur das Surrogat eines edlern vermissten Mittels seyn. Die Sicherheit der ruhigen, zufriedenen Existenz eines Greises wohnte dann nicht mehr in dem Herzen eines Einzelnen, sondern in dem kalten Gesetzbuche und in den lohnsüchtigen Händen seiner Handlanger. Vielleicht, daß die letzten Sonnenstrahlen ihn beym Mahle trafen, aber beym einsamen Mahle, im Auge eine Thräne.



---

Daher kommts dann auch, daß man bey dem Gedanken eines zu erreichenden hohen Alters, sich eines geheimen Schauers nicht erwehren kann, und nur die Kleinmuth, die Tochter der Kraftlosigkeit, ist es, welche dem verlassenen Greise kindlich die Wangen streichelt, und ihm den Muth versagt, den Vorhang der Zukunft mit Gewalt nieder zu reißen.

---



---

Es gibt noch andre Gebrechen in unserm National-Character, die um so auffallender sind, je mehr man sich angelegen seyn lässet, sie durch erborgte Autorität, oder religiöse Schreckbilder unschädlich zu machen. Schon längst hat man den Nachtheil eingesehen, welcher aus dem vernachlässigten *Gefühl für Wahrheit* entstehen mußte, aber ein unverkennbares Mißtrauen gegen die Stärke unsrer Natur, hat es den Vormündern des Volks nie erlauben wollen, das Uebel selbst zu heben. Immer sah man sich nach Palliativen um, welche die Blöße Theils verbergen, Theils weniger nachtheilig machen sollten, ohne darauf zu denken, daß eine Zeit kommen *könnte*, wo der Kranke die Unzweckmäßigkeit dieser Mittel



selbst gewahr werden, und ihrer spotten würde. So lange die Geistlichkeit es noch in ihrer Gewalt hatte, über Himmel und Hölle zu gebiethen, schien die Drohung mit einer endlosen Qual ein sicheres Mittel zu seyn, den Lügner zum Geständniss der Wahrheit zurück zu ängstigen. Aber der Nimbus ist unvermerkt von den Häuptern der Priester gewichen, und mit ihm schwand auch die Kraft ihrer Drohungen. Der Beichtstuhl hat aufgehört, ein Lombard des Himmels zu seyn, und man verpfändet das nicht mehr, worüber kein Mensch zu gebiethen hat.

Welch ein fürchterliches Stocken in dem Laufe der Gerechtigkeit! — Die gleichlautende Aussage zweyer Menschen muß Wahrheit seyn, so lange noch kein erwiesenes Verbrechen ihr Zeugniß verdächtig gemacht hat; und die größten Verbrechen sind



die unerweislichen; wo jenes Zeug-  
niss fehlt, ist keine Wahrheit. Die  
Nothwendigkeit hat diese Grundsätze  
geheiligt, und sie bleiben bey einer  
so schlimmen Sache die einzigen Mit-  
tel, zur Wahrheit zu gelangen. Frey-  
lich erhalten sie sich mit auf Kosten  
des Arglosen, dem jedes gegebene  
Wort heilig ist; der von der Welt-  
klugheit aufgefordert, sich ungern zu  
einem allgemeinen Mißtrauen ent-  
schliessen mag, welches seiner Liebe  
zum menschlichen Geschlechte wehe  
thut; dem es nicht ahndet, dafs man  
Willens seyn könne, morgen das nicht  
mehr zu seyn, was man heute zu seyn  
vorgab, und dafs er einst selbst der  
ungültigste Zeuge seiner Gedanken  
seyn werde. Dieses Gefühl für Wahr-  
heit wird bey den glänzendsten Erzie-  
hungen gewöhnlich früher untergra-  
ben, als man denken sollte. Das  
Grab desselben ist der *Anstand*. Wer



dürfte in einer Welt, wie diese ist, auftreten, und seinen Vorstellungen gemäß, sich äußern. Die Ausdrücke der reinsten Empfindungen werden durch verbissenes Gelächter beantwortet. Schnell färben sich die Wangen der Unschuld, schneller noch folgen die strafenden Urtheile der Einfalt. Jene, ungewiß über sich selbst, und über das, was sittlich und wahr ist, sieht sich genöthigt, ihre eigenthümliche Lauterkeit zu verbergen, und so sich zu äußern, wie die Welt es zu tragen gewohnt ist. Also *anders seyn* und *anders scheinen*, sind die Bedingungen, unter welchen der Mensch in die Reihe der Gebildeten treten darf, und die große Lehre: forme dein Urtheil nach Zeit und Umständen; lächle, wo der Ton es gebiethet; erzürne mit Anstand, wo dein Herz sich freuet: wer nennt mir zweckmäßigere Mittel, den Menschen



mit sich selbst uneins zu machen, und ihm auf immer den Charakter der Wahrheit zu entwenden.

Nicht weniger trägt die Unbekanntschaft mit den Naturkräften und ihren Wirkungen, dazu bey, das Wahrheitsgefühl zu schwächen. Die Gewohnheit, nur *seine* Vorstellungen, nur *seine* Gefühle in andern zu vermuthen, macht viele Aeltern geneigt, natürliche Ausbrüche jugendlicher Kraft als Folgen des Muthwillens, tadelnswerth zu finden. Man untersagt, was man nicht hindern kann, und alles, was man gewinnt, ist, dafs das, was man nicht sehen wollte, nun *im Verborgenen* geschieht. Die Kraft, welche nur hätte geleitet werden dürfen, um dem Subjecte und der Welt wohlthätig zu werden, sehnt sich nun, durch Zurückhaltung und Verboth gestärkt, nach einem Spielraum im Finstern. Das Bewußtseyn,



etwas Verbotenes, *mit Vergnügen* gethan zu haben; nur im Verborgenen frey athmen, frey handeln zu können, erweckt in dem Jünglinge die Neigung zu versteckten Plänen, nöthigt ihn zu Unwahrheiten, *die als Mittel, sich über seine sinnreich verheimlichten Thaten zu freuen*, ihm schon lange nicht mehr widrig sind.

Die Bahn ist also gebrochen, das unselige Talent erworben, sich und andern in einem fremden Charakter zu erscheinen; was kann nun noch der Industrie im Wege stehen? Also unwahr seyn, ist's nicht, worüber man erröthen darf; alles kommt darauf an, die Dinge so zu stellen, dafs sie den Anstrich der Wahrheit behalten. Der Wunsch, seinen äufsern Zustand zu verbessern, in Verbindung mit jener Eigenschaft, was läfst sich da nicht erringen! List



---

um List ist nun die Seele der Geschäfte, und nun ihr Priester der Wahrheit, schreit euch warm und heiser, ihr predigt in Ewigkeit nicht zurück, was eure Kunst verdorben hat. Sprecht nicht von Verderbnis der Natur. Es hat euch wahrlich Mühe genug gekostet, sie dahin zu bringen, daß sie eurer Strafreden werth wurde.

---



Wenn wir unter den Stunden und Augenblicken, welche dem Menschen in diesem Leben zu zählen vergönnt sind, einige antreffen, wo unsere Kräfte zu keinem Zwecke sich thätig bewiesen haben, so pflegen wir von diesen zu sagen, daß sie *leer* sind. Aber diese leeren sowohl, als die *vollen* Augenblicke, treffen darin zusammen, daß sie für das Subject, dem sie zukommen, und durch dieses für die Welt von gleich wichtigen Folgen seyn können. Jeder Eindruck, jede Empfindung, jeder Gedanke lässet sein Denkmahl in uns zurück, bestimmt und verändert unser Ich. Die Zeit, — in ihr liegt alles Denkbare — legt den Meißel nie aus der Hand, wodurch sie uns nach ihrem Eigensinn modelt, und uns sich gemäß zu



erhalten sucht. Dem reifern Alter, als dem Resultat ihrer Macht, das seiner Natur nach dem Strome der Zeit sich widersetzen muß, um in diesem Kampfe zwischen Aenderung und Selbständigkeit den Grund seiner Auflösung zu finden, ist es vergönnt, über ihre Behandlung zu urtheilen, und, obgleich nur unvollkommen, zu bestimmen, was es ihr schuldig ist.

Es muß ihn verdriessen, daß er im Guten und Bösen, ein Abdruck der Zeit, bey genauerer Abrechnung mit derselben, aufser der Substanz seines Ichs, wenig oder nichts an sich trägt, was ihm zugehört, und daß selbst die Praedicate seiner Denkkraft von ihr abgezogen sind. Soll er diese moralische Form, die ein Zufall ihm gab, als Eigenthum betrachten, oder sinds Darlehne, die er seinem Gläubiger zurück gibt, so bald er sein Gebieth verläßt? Sinds Grundlagen



der Zukunft, oder schwinden jene idealischen Himmel der *eitlen* *Zurechnung* nach? Doch, was kümmerts uns, was und wie viel wir von dem behalten, das die Zeit uns gab. Uns ist es hinlänglich, zu wissen, daß wir von Umständen bestimmt werden, und es entsteht nur die Frage: welches sind die Eindrücke, die eine gute oder schädliche Wirkung auf uns zurück lassen? Ist es uns vielleicht vergönnt, der Zeit zuvor zu kommen, und sie unserer Glückseligkeit gemäß zu ordnen? Hängt es von uns ab, die Wirkung der äußern Sinnlichkeit für die Folge zu bestimmen, und *durch lange Gewohnheit unsern Vorstellungen eine gefällige Form zu verschaffen*, welche der Stoff derselben, er sey so rauh und so eckig als möglich, anzunehmen genöthigt ist? Wie groß und mannichfaltig sind nicht die Uebel, welche so viele Menschen zu fürchten,



sich ein trauriges Vergnügen machen, und erhält nicht die größte Summe derselben das Furchtbare bloß durch die Form der Vorstellungen oder durch das Colorit, mit welchem das Subject seine Vorstellungen zu bekleiden gewohnt ist? Er selbst ist es, welcher allen Gegenständen den Trauerflor überwirft; in ihm allein wird der Stoff zu den Elegien erzeugt, welche in die Gesänge der lebendigen Freude so disharmonisch sich einmischen. Nicht jedes Uebel ist objectiv vorhanden, die meisten erhalten ihren Character erst durch die Beziehungen des fürchtenden Subjects; sie sind also zufällig, und eben deshalb in unserer Gewalt. *Jene sanfte gefällige Form der Vorstellungen aber ist das Resultat der heitern frohen Stunden, welche die ersten Jahre unsers Lebens ausmachen. In dieser erworbenen Fähigkeit, nur auf eine angenehme Art*



*afficirt zu werden, unterstützt durch einen richtigen Blick in die Natur, keimt die schöne Obergewalt über die Welt und ihre Verhältnisse. Alle Gegenstände sind uns unterwürfig; gehüllt in das Rosengewand unserer Phantasie, werden sie erst unsere Vorstellungen, unbekümmert, was und wie die objectiven Erscheinungen, die wir ja ohne dieß ihrem Wesen nach hier nie kennen lernen, wirklich seyn mögen. Wenn also unsern Vorstellungen vielleicht — nichts Wirkliches, oder wenigstens das und so nicht als wir es vermuthen, zum Grunde liegt, wenn alles, was uns da zu seyn scheint, die Welt unserer Vorstellungen ist; wer wollte nicht wünschen, dieß Vorstellungsvermögen, das lachende und weinende Welten schafft, seinem Glücke gemäß zu bilden; und wer könnte bey der Ueberzeugung, daß keine Vor-*



stellung, keine Empfindung vorhanden war, die nicht an unserer nachherigen Stimmung, früh oder spät, einen Antheil haben sollte, den keine spätere Philosophie ganz weg zu raisonniren vermag; wer, sag ich, könnte da wohl so gedankenlos grausam seyn, die Tage der fröhlichen Jugend durch Laune und Eigensinn zu trüben, und *dadurch eine ganze glückliche Zukunft zu vernichten?* Wohl dem, welchem das schöne Loos gefallen ist, auch fühlend, Herr jedes Eindrucks zu seyn, im Gewühl der Welt so fest da zu stehen, seines Daseyns gewiss, über den Tod entschieden, nichts zu fürchten, nichts zu beweinen, als den Verlust seiner Freunde. O wahrlich, da fliegen alle Kronen, wie Federn, hinauf zu ihrem Nichts.

Die Quellen der Freude sind zweifach. Die eine — und dieß ist die ergiebigste — entspringt aus der *Fä-*



*higkeit zur Freude*, die alsdann, wenn wir darüber zu denken vermögen, mehrentheils schon aufser den Grenzen unserer Gewalt fließt. Die andere ist die *Gegenwart*. Das unzuverlässigste, zweydeutigste Mittel auf der weiten Erde. Sie kann ihren Lieb-lingen die Schätze der Welt zuführen, immer bleibt sie von jener, der Art wie man afficirt wird, abhängig. Sie verlangt eine gesunde Natur, die um so vollkommener ist, je weniger sie Hülfsmittel zur Befriedigung bedarf. Diese über alle Begriffe schätzbare Nüchternheit kann nur dadurch erhalten werden, daß man den Menschen von Jugend auf so wenig als möglich mit Mitteln zum Genusse, die bloß zur Erhaltung des Frohsinnes abzwecken, versorgt, hingegen mehr darauf denket, ihn das, was er besitzt, froh genießen zu lehren. Aber es scheint, als wenn gerade hier die Gut-



müthigkeit der Aeltern es sich zum Gesetz gemacht hätte, auf Kosten des Glückes ihrer Kinder, sich Weihrauch zu streuen. Die hüpfende Freude des Knaben beym Anblick neuer Geschenke, ist der milden Mutterliebe eine so süsse Vergeltung, hat so sehr das Gepräge der Unschuld, dafs man in der That wegen der Mittel, wodurch die Nothwendigkeit einer weisen Sparsamkeit hierunter anschaulich werden kann, verlegen seyn mufs. Es ist, als ob viele gute Aeltern äufserst besorgt wären, die Kinder mit den Schätzen der Natur und der Kunst so früh als möglich, bekannt zu machen; und wie sollte der Anblick eines so reichen Magazins, das wegen seiner Ausdehnung keinen vollständigen Genufs der Einheiten verstat-ten kann, nicht eben so vielfältige Begierden veranlassen! Das liegt zum Theil ganz aufser ihren Begriffen, dafs



Fleiß, Thätigkeit und Güte an und für sich selbst, und durch ihre Folgen glücklich machen, und daß man durch eine überflüssige Belohnung die Kinder nur verleitet, sich von dem, was sie gethan haben, einen hohen Begriff zu machen, *und indem das Vergnügen jenseit der Handlung, in einer andern nicht mit ihr in Verbindung stehenden Sache aufgesucht wird, das in der Handlung selbst liegende Vergnügen*, welches doch alle Mahl das sicherste ist, *zu übersehen*, im Gegentheil aber einen Eigennutz, einen *Durst nach Genuß* einzutauschen, der bey allen Kennzeichen einer verdorbenen Natur, dennoch in der Folge die Haupttriebfeder aller ihrer Handlungen werden kann und muß. In dieser Gewohnheit: das Vergnügen nicht in der Handlung selbst zu suchen, nur da Glück zu ahnden, wo wir nicht sind, und was



wir nicht besitzen, versieget die erste und ergiebigste Quelle des Glücks. Durch sie gerathen wir in die drückendste Dependenz von Kleinigkeiten und menschlichen Launen; ihr verdanken wir einen Theil der übergroßen Schätzung dessen, was fremd ist, indem wir nicht wissen, was wir haben und vermögen; und sie ist es endlich auch, welche uns auf der Stufe der Nachahmung fest hält, und uns jenes Selbstgefühl raubt, das zur Entwicklung eigener Kräfte, so wie zur Zufriedenheit mit uns selbst, äußerst nothwendig ist. Aber man ist zu sehr geneigt, nur das für wichtig zu halten, was durch Ausdehnung sich unserer Sinne bemächtigt, als daß man in dieser unschuldigen Abweichung von der geraden Linie, den Grund der lebenslänglichen Unzufriedenheit eines Menschen vermuthen sollte. Gerade indem der Mensch



sich zu bilden glaubt, schafft er sich oft zu einem gekünstelten Wesen um, setzt sich mit der einfachen Natur, der er zugleich mit allen ihren Reizen, allen süßen, stillen Freuden das letzte Lebewohl sagt, aufser Verbindung, und diese Kunst verschließt ihm jeden Weg zur Rückkehr. Selbst sein nachheriges Bestreben, ihr wieder treu zu werden, wird Kunst. O es ist ein trauriger Gedanke, auf immer von der Natur ausgeschlossen zu seyn, und diefs zu fühlen. — —

Aber die unterlassene Belohnung dessen, was nicht belohnt werden sollte, ist allein noch nicht hinreichend, alle die Hindernisse, welche unserer Glückseligkeit in den Weg treten, zu heben. Jeder Mensch macht beym Eintritt in die Welt, mit dieser gleichsam den Vertrag, sich auf tausend Widerwärtigkeiten gefaßt zu halten; und diese künftig ertragen zu



können, muß er schon frühe dazu gewöhnt seyn. Wie grausam die mütterliche Zärtlichkeit ein Kind dadurch behandelt, daß sie ihm die Gelegenheit benimmt, *im Kampf mit dem Missgeschick sich zu stärken*, und bey einfacher Kost sich an eine zufriedene Nüchternheit zu gewöhnen, zeigt die Schar von müßigen Wollüstlingen, welche sich genöthiget sehen, ihre Sinne in den Treibhäusern der lasciven Kunst zu erwärmen, und in einer berauschten Vergessenheit ihrer selbst, einen Schatten von Freude zu empfinden, die zu sehr von jener ruhigen Heiterkeit verschieden ist, als daß sie, selbst ihren Günstlingen, nicht durch empfindliche Leere verdächtig werden sollte. Sie erfahren es nur zu bald, wie wenig die Sinnlichkeit eine anhaltende Spannung verträgt; die künstlichsten Mittel zum Reiz sind auch zugleich die



wirksamsten zur Erschlaffung. Der einfachen Kost überdrüssig, zur stärkern zu geschwächt, strebt ein solcher Mensch, ein wahres Bild der Kleinmuth, umsonst, dem Schmerz und dem Mißgeschick eine feste Stirn entgegen zu halten. Seine Bildung bestand in der zweydeutigen Kunst, der Gefahr zu entfliehen, und diese ist zu muthwillig, als dafs sie nicht dem Feigen überall begegnen, und ihre Schreckbilder verdoppeln sollte. Eine richtige Schätzung *seiner* und *der Kräfte der Natur*, hätte allein ihre Zahl vermindern und ihn belehren können, wo er *siegen* oder *weichen* müsse. Ich habe für meine Kinder alles gethan, — hört' ich einst eine über die Verzogenheit ihrer Söhne betrühte Mutter klagen, — was in meinem Vermögen stand; kein Unterricht war mir zu theuer, kein Vergnügen zu kostbar, das ich ihnen



nicht zur Aufmunterung verschafft hätte; und die gute Frau bedachte nicht, daß eben aus dem Grunde, weil *sie alles* gethan hatte, *die Söhne nichts* gethan hatten, auch nichts thun konnten. Unter gewissen Ständen ist es gar keine ungewöhnliche Erscheinung, eine *thätige* Erziehung für unanständig zu halten, und es als ein *nur ihnen* zustehendes glückliches Vorrecht anzusehen, ihre Kinder *bilden zu lassen*, statt ihnen zu erlauben, *sich selbst* unter freyer Leitung *zu bilden*. Sie glauben es ihrem Range schuldig zu seyn, das Kind so früh als möglich, jedes Mangels und jeder Anstrengung — sie pflegen selbige gern als ein Merkmal der niedern dienstbaren Menschenclasse, gegen eine vornehmere Schwächlichkeit zu vertauschen — zu überheben, und vermöge der größern Ausdehnung ihrer Rechte, selbst die widerrecht-



lichen Handlungen desselben, wo nicht gar liebenswürdig, doch wenigstens der Nachsicht werth zu finden. Und in der That, die ihnen eingeräumten Vorrechte scheinen sie von dieser Seite zu entschuldigen. Mangel, sagen sie, muß nur der ertragen lernen, welcher ihn zu fürchten hat; derjenige aber, welchen Ueberfluß erwartet, muß sich an diesen gewöhnen. Vorausgesetzt, was doch kein Mensch verbürgen kann, daß diese Erwartung auf Lebenszeit erfüllt werde, so ist doch bey allem Schein von Wahrheit, welchen jene Behauptung haben mag, nur allzu gewiß, daß jeder Ueberfluß, als solcher, zu unserer Glückseligkeit mehr denn überflüssig ist, und daß kein Verschwender reich genug seyn kann. Die *Befriedigung* unserer Sinne ist Nahrung, die selbst der Mangel noch in einem gewissen Sinne gewährt,



nicht aber *Ueberfüllung*. Jeder übermäßige Genuß erzeugt Krankheit, die unsern Geschmack einem eigensinnigen Kinde gleichen läßt, das in eben demselben Augenblick das verwirft, was es vorher begierig verlangte. Aber die Natur, die so unartig ist, von keinem Range Notiz zu nehmen, verfolgt eigensinnig ihre Rechte, und versteht es meisterhaft, gerade aus jenen Anlagen zur Vollkommenheit, die Mittel ihrer Rache zu formen. Dafs ich doch im Stande seyn möchte, allen meinen Mitbrüdern die Nothwendigkeit einer sparsamen Erziehung recht anschaulich zu machen; dafs doch Aeltern es der Mühe werth halten möchten, bey den Spielen der Jugend sich theilnehmend zu bezeigen, sie zum Frohsinn aufzumuntern, um ihnen dadurch den Werth der unschuldigen Freuden, der immerwährenden Heiterkeit, die jeder glück-



lichen Anstrengung unserer Kräfte zu schuldlosen Zwecken so unmittelbar zu folgen pflegt, recht fühlbar zu machen. Dieser schuldlose Frohsinn wird einst das kräftigste Mittel seyn, sie gegen unruhige Wallungen des verführerischen Lasters zu bewahren, und ihnen ein Glück verächtlich zu machen, das sie mit der Reinigkeit ihres Herzens und der Heiterkeit ihres Lebens nur allzu theuer bezahlen sollen.

Bey der offenbaren Abhängigkeit unsrer Ausbildung von der Zeit, wünsche ich, daß man den Menschen als ein Gewohnheitsthier betrachten möge, dessen Handlungen zur Richtschnur seines künftigen Lebens sich anreihen, die um so mehr Haltung gewinnen wird, je mehr jene Handlungen der individuellen und allgemeinen, durch Erfahrung erkannten Menschennatur anpassen, und bleibet es



ja übrigens einem jeden unbenommen, über die Natur des Menschen, und wenn er will, auch über die Freyheit desselben so erhabene Meinungen zu fassen, als seine eigene Beruhigung es erfordern mag. Uns ist es hier nicht darum zu thun, zu untersuchen, was der Mensch ist, sondern durch welche Mittel er einst das werden kann, was er zu seyn sich selbst wünschen muß,



## ERAST. PHILEMON.

E. Aufrichtig gesagt, es gefällt mir nicht, daß du so niedrige Begriffe vom Menschen hast.

P. Gegen die *deinigen* vielleicht, aber kann ich dafür, daß du die Saiten zu scharf anziehst?

E. Du willst den Menschen als ein Gewohnheitsthier betrachtet wissen; bist du *dir selbst* nicht mehr?

P. Mehr nicht, aber ists dann nicht genug, *dies* zu wissen, und die Gewohnheit in unserer Gewalt zu haben?

E. Also sind wir doch *frey*?

P. *Frey* und *Gebunden*.

E. Wenn das nicht Widerspruch ist, so gibts keinen.



P. Der sich doch verlieren wird, so bald wir uns nur bestimmter erklärt haben. Zuvörderst sage mir nur, ist der Mensch schwarz oder weiß?

E. Welche Frage! das kommt ja nur darauf an, von wem du sprichst. Er kann schwarz oder weiß seyn, nach Beschaffenheit des Himmelsstriches, in welchem er lebt.

P. Im *Allgemeinen* also kannst du die Frage nicht beantworten?

E. Wie du selbst einsehen mußt, — nein!

P. Wenn es nun mit der Freyheit des Menschen sich *eben so* verhielte?

E. Die doch wohl nicht vom Klima abhängen soll?

P. Das eben nicht. Wenn aber die Freyheit des Menschen, nur eine erworbene Eigenschaft dieses oder jenes Individui wäre, und der Mensch im Allgemeinen bloß die *Fähigkeit*



*besäße, sich einen eigenen Grad der Freyheit zu verschaffen?*

E. Das würde auf eins hinaus laufen, Freyheit haben, oder die Fähigkeit besitzen, sich Freyheit zu verschaffen.

P. Ich denke nicht. Wer wollte nicht lieber *erwerben* als *empfangen*? und dann so ist die subjective Möglichkeit zum Erwerben, noch vielen entgegen wirkenden Kräften unterworfen.

E. Bevor du weiter gehst, so sage mir doch, *was ist Freyheit?*

P. *Das Vermögen, Trotz der Sinnlichkeit, den Gesetzen der Vernunft folgen zu können.*

E. Und dieß Vermögen hätte nicht jeder Mensch?

P. Ja! aber wie weit es sich erstreckt? — das kann ich dir eben so wenig beantworten, als wenn du mich fragtest, wie reich jeder Mensch



sey; mit welcher Schnelligkeit sein Blut den Kreislauf vollende; oder welchen Grad der Reizbarkeit er besitze?

E. In aller Welt, was erhebt denn den Menschen über das Thier, wenn er nicht frey ist?

P. Dafs er *freyer* ist als das Thier; aber *in diesem oder jenem Falle frey handeln können*, und *überall im Handeln frey seyn*, so dafs man sagen könnte: es war *deine* Schuld, dafs du hier *so und nicht anders* handeltest — und von dieser Freyheit schwätzt ja doch der Moralist so überlaut — sind noch ganz verschiedene Dinge.

Die Handlungen des Thieres werden entweder unmittelbar durch seine Gefühle, oder durch äufsere Gegenstände, welche seine Gefühle reizen, bestimmt. Das Thier frisst, weil es hungrig ist, es wird aber auch oft,



ohne vom Hunger aufgefordert zu seyn, fressen, weil es Futter sieht. In beyden Fällen sind die Handlungen nothwendig, und wir sagen: das Thier ist *leidend*. Der Mensch als Thier betrachtet, ist denselben Gesetzen unterworfen. Er handelt mittel- und unmittelbar durch seine Gefühle, und also in dieser Rücksicht auch *leidend*. Wenn nun die Natur wollte, daß dieser *passive Zustand* aufhören sollte, so mußte sie ihn mit einer *Kraft* beschenken, *vermöge welcher er sich des Gehorsames gegen die Sinnlichkeit entbinden konnte*.

E. Warum sagst du nicht: *entbunden ward?*

P. Weil der Mensch in dem Moment würde aufgehört haben, Mensch zu seyn.

Ich darf dir nicht erst sagen, daß diese Kraft keine andre, als die



*Vernunft* ist. Uns kümmert es hier nicht, ob sie eine blofse Eigenschaft der Organisation, oder ein für und durch sich bestehendes Wesen ist. Wir begnügen uns mit dem Gefühle ihres Daseyns und ihrer Wirkungen, ohne es zu versuchen, das Vermögen zu denken, in seine ersten Bestandtheile zu zerlegen. Sie unterscheidet sich von der *Sinnlichkeit* dadurch, dafs sie nicht, wie jene, von der Natur mit der ganzen Stärke, welcher sie als Führerin bedarf, ausgestattet wird, sondern sie erscheint Anfangs nur als ein schwaches Licht, das in seiner hoffnungsvollen Dämmerung dem Menschen ahnden läfst, *dafs er, wie, und wo er ist, und dafs er — eben weil es schwach ist — ewig seyn kann.* Hier findet der Mensch die *Möglichkeit*, sich in seiner Lage zu orientiren, über das, was ihm schädlich oder gut ist, zu urtheilen, und



zu untersuchen, wo er Thier seyn darf oder nicht. Diese Möglichkeit allein ist es, welche dem Menschen im Allgemeinen zukommt, und in Rücksicht auf selbige kann man allerdings sagen: der Mensch ist frey. Ob er aber im Stande seyn wird, jene Kraft des *Erkennens* zur Führerin, und sich selbst dadurch *activ* zu machen? das ist noch nicht, was aus ihrem Besitze folgt, sondern was erst vermittelst derselben *errungen* werden muß. Von der Vernunft wird hier voraus gesetzt, daß sie richtiger sehe, als die Sinnlichkeit, und daß man die *Kraft gewonnen* habe, ihr zu folgen. Von der eigenen Lage und Erziehung, die ein Mensch genossen hat, wird es abhängen

einmahl, in *wie weit* seine *Vernunft* ausgebildet worden;

und dann, in *wie weit* ihn *Gewöhnung* die *Kraft* hat *gewin-*



*nen lassen, seiner Vernunft zu folgen.*

Sonach muß ein jeder Mensch einen eigenen *Grad der Aufklärung* und

einen eigenen *Grad der Freyheit* haben. Von einander getrennt, liefert uns die erstere dieser Eigenschaften den *Mann von Kopf*, die andere den vernünfteln den *Schwächling*; vereinigt aber — *das Ideal der Menschenwürde.*

Zu der echten Freyheit wird also erfordert, daß die Vernunft ausgebildet genug sey, die Wahrheit so gut, als möglich zu erkennen, und Recht und Unrecht zu unterscheiden; und daß der Mensch die Fähigkeit erlangt habe, *dem, was er für gut erkannt, zu folgen.* Er muß von dem Gefühl für Recht stärker, als von der Sinnlichkeit afficirt werden.



Hoffentlich wird dirs nun klar seyn, dafs die Frage: ist der Mensch frey oder nicht frey, nicht viel bestimmter ist, als die: ist der Mensch schwarz oder weifs? denn dafs er je *ganz frey* werden sollte, steht eben so wenig zu erwarten, als dafs er seine thierische Natur ausziehen, ganz Vernunft werden, und doch Mensch bleiben werde. Immer wird es noch hie und da dem Thiere gelingen, über das *bessere Wollen* sich zu erheben, und dem Menschen zuzurufen: dafs er — nur Mensch ist. Wer mag der Natur nachschleichen, und das feine Gewebe aller der Kräfte entwickeln, an welchen die Nothwendigkeit unserer Handlungen gebunden ist. Wer will es wagen, eine einmahl vergiftete Ideenmasse zu reinigen. Wer rettet den kraftvollen Jüngling, welchem der Hauch der Wollust die Träume — und in ihnen schlummert



oft ein ganzes Leben — gefärbt hat. Hier liegt Seligkeit — hier Tod. — Immerhin! der Tod ist Tod, und ist *fern*, und diefs ferne Gerippe schreckt nicht das lebendige Gefühl der wolüstigen *Gegenwart*. Nun fahre wohl, Freyheit! eine einzige unzeitige Warnung vor diesem Gifte, vielleicht nur eine geschäftlose Stunde, geschwängert durch Verboth und schlau verhüllten Reiz, der frühen Verwesung entgegen reifend, hat dich gemordet.

E. O dann laß uns ungesäumt das Schuldregister unserer Brüder durchstreichen.

P. Ich wenigstens werde mich hüten, ein so billiges Geschäft auch nur einen Augenblick zu verspäten.

---



## ERAST. PHILEMON.

E. Du hast schon öfters gegen mich des Schadens einer *passiven Erziehung* erwähnt. Ich weifs indessen nicht, wie jemand, *der erzogen wird*, eben deshalb nicht leidend seyn sollte.

P. Allerdings muß derjenige, welcher erzogen wird, leiden, dafs er erzogen werde, und in so fern verhält er sich freylich *passiv*. Diefs hindert aber nicht, dafs die Mittel, durch welche man ihn erzieht, nicht von der Art seyn könnten, dafs sie *den Jüngling* an seiner Erziehung, vielleicht ohne es einmal zu ahnden, *selbst* arbeiten lassen.

E. Wenn eine solche Erziehung möglich ist, so wunderts mich, dafs



man ihre Vortheile nicht längst eingesehen hat. Der Gewinn müßte für den Zögling unendlich groß seyn, wenn jede erlangte Vollkommenheit die natürliche Folge seiner eigenen freyen Kraft wäre.

P. Nicht, als ob man dieß alles nicht längst eingesehen hätte, sondern weil nicht jeder Erzieher dieser Wahrheit empfänglich ist, darum hat sie sich noch zum Theil begnügen müssen, eine unfruchtbare Stelle in der objectiven Wissenschaft einzunehmen. Aber eben dieß ist das große Geheimniß, die Menschen, dahin zu bringen, daß ihnen Wahrheit, Wahrheit wird. Wie anders liefse sich sonst die Erscheinung erklären, daß so viele Menschen der Wahrheit, die sie wirklich besitzen, geradezu entgegen handeln, wenn es, wenigstens zum Theil, nicht *daran* läge, daß solche bloß ihrem Gedächtniß



einverleibt worden, ohne dafs sie den innern Gehalt derselben eingesehen haben. So prangen viele todte wissenschaftliche Köpfe, die als Buch betrachtet, auch des Bandes kaum werth seyn würden!

E. Und das Mittel zu jener activen Erziehung wäre?

P. Das Einfachste von der Welt, so bald die Behandlung des Zöglings ganz der Willkür des Erziehers überlassen ist. Die erste Bemühung desselben wird seyn,

*die Neigung des Zöglings und dessen Vertrauen zu gewinnen.*

Ein gefälliges liebereiches Betragen von Seiten des Lehrers wird ihm diese Eroberung nicht schwer machen. Ist sie gewonnen, wie sollte ers nun nicht in seiner Gewalt haben, ihren gemeinschaftlichen Beschäftigungen, sie mögen nun zur Bildung des Herzens oder des Verstandes abzwe-



cken, dieselbe Neigung zu verschaffen. Der Grund hievon ist zwiefach. Erstlich *glauben wir dem gern, welchen wir lieben*; zweytens, *jede Wahrheit wird sich dem Zöglinge um so stärker einprägen, je lebhafter seine Vorstellung davon ist*; Lebhaftigkeit aber erhält sie theils durch die muntere Laune, in welcher er ihre Bekanntschaft macht; Theils durch die Zuneigung gegen den Lehrer selbst, die sich den Wahrheiten, welche gewisser Mafsen ein Ausfluß desselben zu seyn scheinen, mittheilet. Hier nun ist der Scheideweg, auf welchem der echte Erzieher sich von dem Gewöhnlichen trennen muß. Dieser trägt dem Zöglinge alles vor, was er glaubt, das ihm zu wissen nöthig ist; jener hüthet sich, ihm *viel* vorzutragen, vielmehr ist er bemühet, eine dem Kinde bekannte, zu seinem Zweck dienende Idee in ihm aufzufinden; diese stellt



er mit andern in Verbindung, läßt ihn Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten daran aufsuchen, vergleicht und schließt mit ihm, so daß der Jüngling — was einem Menschenkenner zu bewirken nicht schwer fallen kann — die ihm beyzubringende Wahrheit *selbst finden* muß. Welche Freude für beyde Theile! Für den Zögling: das schöne Gefühl seiner Kraft; für den Lehrer: der glückliche Erfolg seiner Kunst.

Begreifst du nun, was ich mit dem Ausdruck, *thätige* Erziehung gesagt haben will?

E. Wie sollt' ich nicht. Aber immer möchte doch diese Art des Unterrichts wohl keine Anwendung finden.

P. Vielleicht in der ganzen Ausdehnung nicht; allein sie muß doch die Grundlage überall seyn und bleiben. Sind die zu erlernenden Sachen



conventionell, so daß sie durch Operationen des Verstandes nicht zu erreichen sind, so kommt alles auf glückliche *Ideen-Verbindung* an. In einer *unbekannten* Gegend sich befinden, ist für den Lichtsuchenden ein peinliches Gefühl. Die Ideenreihe muß von einer bekannten Idee ausgehen, so daß der Jüngling, an ihnen zurückgehend, sich orientiren kann. Einzelne, dem Kinde mitgetheilte Vorstellungen, ohne sie mit schon vorhandenen, es sey nun durch Aehnlichkeit der Zeichen der Vorstellungen, oder durch Verwandschaft der Vorstellungen selbst, in Verbindung gesetzt zu haben, sind leichte Züge in einer Sandwüste; der Wind weht darüber hin, und verwischt ist ihre Spur! Der Zögling vermifst ihr Daseyn, weil er den Gang nicht findet, auf welchem er zu ihnen gelangen kann, wird unwillig über seine unver-



schuldete Schwäche, und wer mag es nun verhindern, daß dieser Unwille jener undankbaren Beschäftigung selbst, sich mittheilt. Die bedungene Lebhaftigkeit angenehmer Vorstellungen ist dahin, und jede weitere Bemühung in dieser Sache ist Ertödtung des Geistes. Diefs ist die Geburtsgeschichte aller der Irrgärten, die von ungeschickten Händen in so vielen wissenschaftlichen Köpfen, im Schweißse ihres Angesichts methodisch angelegt werden.

Es würde Mißtrauen in deine Beurtheilungskraft verrathen, wenn ich dir nach diesem Fingerzeige den Schaden des öffentlichen drey bis vierstündigen Vortrages, besonders für Jünglinge früheren Alters, und die Ursachen entwickeln wollte, warum so viele treffliche, vorzüglich lebhafte Köpfe, die sich weit lieber durch Vorstellungen, welche die Natur ih-



nen unmittelbar aufdrängt, als durch abgeleitete, conventionelle Zeichen derselben beschäftigt fühlen, von ihrem Ziele auf immer entfernt bleiben. Diesen kostet es unglaubliche Anstrengung, durch gänzliches in Ruhe Setzen aller übrigen Sinne, dem *Vorgedachten*, durch *eine und dieselbe* Stimme, an *einem* Orte, von *einer* Sache, anhaltend *nachzudenken*.

---



---

ERAST. PHILEMON.

---

E. Ich habe deinen Vorschriften,  
bey der Bildung der Jugend mich  
*der Moral nur selten,*  
*der Bitten aber*

als Mittel zur Folgsamkeit fast *nie zu bedienen*, nachgedacht, und warum soll ich dirs verhehlen, ich bin von diesem Satze nicht zu deiner Zufriedenheit überzeugt. Die Moral enthält einmahl die Vorschriften für unsere Handlungen; diese den Kindern oft vorsagen, heist nichts anders, als sie ihnen mehr und mehr vergegenwärtigen; und wie könnte dieß üble Folgen haben. Sie ist einmahl die Arzeney für den Kranken, und krank sind wir alle.



P. Das wolle der Himmel verhüten, daß wir alle krank wären! In der That, du mußt von der Gesundheit des Menschen einen sonderbaren Begriff haben.

E. Du wirst doch nicht in Abrede seyn, daß alle Menschen fehlen.

P. Und du wirst doch aus diesem Fehlen nicht etwa auf ihr Krankseyn schliessen wollen?

E. Worauf anders?

P. Auf nichts mehr und nichts weniger, als daß sie Menschen sind, und als solche irren können und müssen.

E. Aber dieses Irren müssen wir, wo nicht zu heben, doch zu mindern suchen.

P. Wohl müssen wir das; aber sage mir doch, lernte dein Sohn aufrecht gehen, weil du ihm unablässig vorsagtest: Sohn geh gerade, die Moral will es so.



E. Welche Frage! das lehrte ihn die Natur.

P. Und was thatest *du*, dafs die Natur ihn das lehren konnte?

E. Weiter nichts, als dafs ich der Entwicklung ihrer Kräfte nicht in den Weg trat.

P. Du konntest also diese Unvollkommenheit des Nichtgehens weder durch moralische noch physische Medicin heben?

E. Das nicht.

P. — Wärest, wenn du es versucht hättest, der Natur auch wohl hinderlich gewesen?

E. Vielleicht, ja.

P. Also der Grund, warum du deine Moral für dießmal nicht anwendbar fandest, war?

E. Dafs ich wufste, was die Natur ohne mein Hinzuthun besser leisten würde, als ich es vorschreiben konnte.



P. Um also die Natur zu unterstützen — wenn sie anders dieser Hülfe bedarf — oder vielmehr mit der Arzeney da einzugreifen, wo ihre Kraft aufhört, würde zum mindesten nothwendig seyn, zu wissen, *wie weit sie wirkt.*

E. Allerdings!

P. Und wenn jemand, unbekannt mit ihren Kräften, also blindlings aus deiner moralischen Apotheke die Mittel heraus griffe, was glaubst du, daß daraus erfolgen müßte.

E. Was anders *als Störung der Natur-Operation*, und das wäre — *Krankheit.*

P. Würdest du *den* Menschen der Gesundheit nahe glauben, welcher täglich so viel Arzeney zu sich nähme, als sein Körper fassen könnte?

E. Das freylich nicht.



P. Frage dich nun selbst, was du von dem Moralpredigen zu halten hast, besonders wenn du mit den Kräften der Natur nicht die genaueste Bekanntschaft haben solltest, und bedaure mit mir den muntern Knaben, welcher das Unglück hat, einem moralischen Pfuscher in die Hände zu gerathen. Dieser wird ihm Krankheiten ancuriren, die weder Natur noch Kunst zu heilen vermögen.

E. Bey alle dem wünsch ich doch, daß meine Kinder moralisch gut werden mögen.

P. Das gönn' ich ihnen und dir von Herzen; wer sagt dir aber, daß man nur durch Moral moralisch gut werden kann?

E. Wer? — das scheint man allgemein zu glauben.

P. Da hätte man etwas sehr Uebels geglaubt. Der Zweck der Erziehung, der Mittelsperson zwischen



der Moral und dem Menschen, ist gerade der, den Menschen so zu bilden, daß er der Moral, oder, wie *du* sagst, der Arzeney, nicht bedarf. Er wird moralisch gut leben, weil er moralisch gut geworden ist; er wird vernünftig seyn, weil er vernünftig gebildet ist. Aber das System der Moral ist ihm — weiter nichts, als was uns der Barometer in Beziehung auf Luft ist. Er sieht nun den Grad ihrer Schwere, aber ändern? —

E. Ich muß gestehen, daß ich dich nicht begreiffe. Also die Moral wäre geradezu unnütz, und kein Mensch bedürfte ihrer, keiner folgte ihr.

P. Nicht doch! Ist denn das Licht, welches dir den Abend leuchtet, deshalb schon unnütz, weil es der Sonne weichen muß? Vielleicht liegt die Schuld daran, daß du in deinen Forderungen unbillig bist. Die Moral



sagt uns ja bloß, *wie* wir seyn sollen, niemahls aber ist es ihr eingefallen, *selbst das Mittel zu dem Wie* seyn zu wollen. Der Mensch, welcher der Moral folgt, ist schon moralisch gut, wird es dadurch nicht erst, und er hätte ihr nicht folgen können, wenn er, wenigstens in *diesem Punkt*, nicht moralisch gut gewesen wäre. Sage du deinem Kinde unaufhörlich vor: lüge nicht, und versag ihm die Erfüllung seiner unschuldigen gerechten Wünsche, so wird es, der Moral ungeachtet, seine ganze Kraft anstrengen, auf Kosten der Wahrheit sich Recht zu verschaffen. Das *Wie?* war dem Kinde bekannt, aber das Mittel, zu diesem Zweck zu gelangen, blieb ihm verborgen. Die vorausgesetzte Behandlung desselben ist vielmehr von der Art, daß sie eine entgegengesetzte Wirkung nothwendig macht. Wie soll nun das Kind die Vorschrif-



ten lieben, welche — in diesem Falle wenigstens — seine Rechte kränken, und es über seine scheinbare Ohnmacht unwillig machen. Ueberhaupt ist es eine ganz unrichtige Voraussetzung, daß *die Moral als eine uns fremde Wissenschaft erlernt werden müsse*. Sie ist eigentlich unsere Natur selbst, weil die natürliche Entwicklung unserer Kräfte mit ihren Gesetzen auf einen Punkt zusammen trifft, und nur die durch Umstände verdorbene Natur wird ihr fremd.

Wenn wir aber die Absicht haben, zur besseren Ausbildung des Menschen etwas beyzutragen, so kann diese nur dadurch Werth erhalten, daß wir über die Mittel und die Art ihrer Anwendung ein helleres Licht verbreiten, und die Irrthümer bloß stellen, welche die Vereinigung unserer Natur mit der Moral bisher erschweret haben. Wie der Mensch



seyn sollte, das hat man nur allzugenau berechnet, indess man bey der andern Frage: durch welche Mittel er jenes Ideal erreichen kann? nicht mit der gehörigen Genauigkeit zu Werke gegangen ist. Man hielt ihm dasselbe vor, und sagte: sey das! beklagte sich bitterlich, wenn die Unmöglichkeit, etwas anders zu seyn, als man ist, nicht nachgeben wollte, und indem die heilige Wohlredenheit sich über diese Unbiegsamkeit erhitzte, mußte ihre unbillige Anforderung bey dem beschuldigten Theile Verdruss und völlige Erkaltung gegen die Moral erzeugen. Die Ohnmacht, welche von dem, seinen Kräften zu hoch gesteckten Ziele, eine sichere Folge ist, liefs den klügern Theil die einzig mögliche Partie ergreifen, es dermaßen bey der Sache bewenden zu lassen, mit dem gröfseren Haufen in diesem Sünden-Schlamme gelassen



fortzusteuern, und so abzuwarten, was das Ende seiner Tage über ihn beschliessen werde.

Und doch war der Mensch von je her so geneigt, das Bessere zu wollen; wenigstens war es nicht seine Schuld, wenn man eine falsche Saite in ihm berührte, und von ihr schlechterdings diesen und keinen andern Ton verlangte.

Aber ich bin dir noch die Rechtfertigung der zweyten Warnung, *dich nie der Bitten als Motive zur Folgsamkeit bey deinen Kindern zu bedienen,* schuldig.

Bey der Behandlung des Menschen kommt alles darauf an, von jeder Kraft nur die ihr eigene Wirkung zu verlangen, und wegen jedes neuen Zweckes sich stets an die rechte Kraft zu wenden. Es ist eine bekannte Wahrheit, dafs dem Menschen nichts so wichtig



ist, als sein Ich; was man aus Liebe für sich selbst thut, pflegt man nur selten für andere zu thun, und wenn dieß zuweilen der Fall zu seyn scheint, so ist der Grund davon der, daß die Liebe zu sich selbst in die Liebe gegen andere sich einhüllet. Der Erzieher, welcher sich damit begnüget, dem Kinde von den übeln Folgen dieser oder jener Handlung einen recht anschaulichen Begriff zu machen, ohne durch Bitten und Beschwörungen, die ihrer Natur nach ein Opfer zu Gunsten des Bittenden zu verlangen scheinen, die Freyheit desselben einzuschränken, hat ungleich mehr gethan, als man vielleicht glauben mag. Er bekommt in den Augen des Zöglings das unverdächtige Ansehen eines Freundes, der es mit seinem Glücke gut meint, dahingegen die Bitten das Interesse theilen. Diese führen den Jüngling *von sich*.



*ab auf fremde Bewegungsgründe.* Die Motive zur Folgsamkeit sind *nicht mehr er selbst*, sondern *der Erzieher*, welcher aus eigenen Absichten, vielleicht aus Laune, dieß oder jenes ihm zu wollen scheint. Da er selbst Wünsche hat, die den Wünschen des Erziehers widersprechen, so heiſset es nun, Wunsch um Wunsch, Laune um Laune. Ein jeder — so scheint es ihm — streitet hier für sich, und so wird aus ihm der muthigste Held wider sich selbst. Dieß allein würde schon hinreichend seyn, uns bey der Anwendung der Bitten Behutsamkeit zu empfehlen, wenn sie auch weniger dazu beytrügen, *das Ansehen der Vernunftgründe zu schwächen.* Indem man zu ihnen da seine Zuflucht nimmt, wo die Vernunft allein die stärksten Bestimmungsgründe zum Handeln darbiethet, gibt man directe zu verstehen, daß die Motive dersel-



ben zu schwach sind, unser Verfahren zu leiten, daß man sich also genöthigt gesehen habe, *sein Ich* —  
welch ein Tausch! — *der Vernunft zu substituiren*, und so macht man dem künftigen Weltbürger einen Führer verdächtig, dessen volles Vertrauen er auf der schlüpfrigen Bahn dieses Lebens so sehr bedurft hätte. Es scheint, als wenn es nur von dem Moment an in der Welt besser werden könnte, da die Menschen aufhören werden, sie zu verbessern. Wer bittet und ermahnt wohl mehr zum Guten, als eine fromme Hausmutter, und wer in der ganzen Schöpfung wird weniger gehört, als diese. Ich kenne Menschen, die gegen gewisse Tugenden zeitlebens eine Abneigung erhalten haben, weil man sie ihnen unaufhörlich angepriesen hat. Die Liebe zur Tugend scheint ganz den Gesetzen der gewöhnlichen Liebe



unterworfen zu seyn. Eine Schöne, der es nicht zuwider ist, sich überall angetragen zu sehen, pflegt selten sehr anziehend zu seyn.

Jede oft wiederholte Erinnerung ist einmal von *der* Natur, daß sie in dem Erinnerten die Möglichkeit der Pflichtvergessenheit voraussetzt. Einem Jünglinge von gerader Gesinnung ist dieses Mißtrauen äußerst empfindlich, und diese bittere Empfindung des beleidigten Vertrauens, wird unter gewissen Voraussetzungen, um so gefährlicher wirken, je weniger der kindliche Gehorsam es ihm erlaubt, seine Gefühle darüber mitzutheilen, und so die Behandlungsart nach den Bedürfnissen *seines* Characters abzuändern. Wer will es verhindern, daß die Tugend selbst, welche zu jenem Mißtrauen Anlaß gab, von dem Zöglinge als ein Denkmahl unangenehmer Empfindungen vermieden



wird; und darf ich dir es wohl erst sagen, wie leicht es unter solchen Umständen, auch um die Liebe zu den Aeltern geschehen ist? Ueberhaupt sollten diese auf die Liebe der Kinder zu ihnen nicht so gar viel bauen. Es ist eine allgemein anerkannte Wahrheit, daß die Verwandtschafts liebe nur in absteigender Linie fortläuft. Sie entspringet unmittelbar aus der Liebe zu sich selbst, paart sich mit dem Hange zum Schaffen, als einem Mittel zum fortgesetzten Ich, und verliert sich endlich in einer wohlthätigen Täuschung der Natur. Dem Gärtner entzücken seine selbst gezogenen Blumen; der Künstler knieet vor seinen Werken; der Dichter declamirt seine Gesänge, und der Vater liebt seine Kinder. In ihnen hoffet er fortzuleben; durch sie will er *sein* Daseyn verlängern, und seine Zuneigung gleicht der Liebe



eines eiteln Mädchens zum Spiegel, vielleicht etwas edler Art, vielleicht, daß hier die Strahlen etwas feiner zurück geworfen werden, aber doch Leidenschaft für sich selbst, die mit der Fortdauer des Menschen-Geschlechts, wie Ursach und Wirkung aufs weiseste verbunden ist. Wer erkennt auch hier nicht den tiefen Schöpferblick. Als die Gottheit es wagen wollte, die Ausführung eines großen Plans der Willkür des Menschen zu überlassen, da schloß sie ihn an seine stärkste Leidenschaft an, und die Fortdauer seines Geschlechts ist auf Ewigkeiten gesichert.

So mächtig nun auch der Aeltern Liebe unterstützt wird, so armselig erscheint die kindliche Liebe. Nackend und, bloß, wie die physische Natur des Menschen beym Eintritt in diese Welt, reicht ihr allein das Gefühl der Ohnmacht die Hand; mit



der Vermehrung der Consistenz vermindert sich diese Anhänglichkeit des Kindes, um — das scheint der Plan der Natur zu seyn — die Entwicklung seiner Kräfte durch kein zu starkes Gefühl zu hemmen. Es ist nur eine Eigenschaft des Alters, sich auf einen Punkt zu concentriren, und alle Fäden, durch welche es mit den Gegenständen außer sich zusammenhängt, abzulösen, dahingegen die Jugend ihre Arme gegen das Ganze ausstreckt, und defshalb alles seyn und alles unternehmen kann. Das Bewußtseyn der väterlichen Ueberlegenheit, unterstützt von einem zur Gewohnheit gewordenen Gehorsame, ist dessen ungeachtet mächtig genug, den Willen des Kindes in williger Unterwürfigkeit zu unterhalten, so bald die Aeltern es nur verstehen, ihr verjährtes Ansehen vor der mehr und mehr sich entwickelnden Vernunft



des Kindes zu rechtfertigen, und ihre Leitung so anzulegen, daß sie mit den Vorschriften der Vernunft zusammen trifft. Moralische Vollkommenheit allein ist es also, welche ihnen die so sehr gewünschte Liebe erhalten kann. Vermißt das Kind aber diese, sind die Ungerechtigkeiten groß, welche es von ihnen erdulden mußte, dann, ja dann wird die Achtung gegen sie um so schneller zusammen stürzen, je geneigter dasselbe vorher gewesen ist, sich den Inbegriff ihrer Vollkommenheiten kolossalisch zu denken. Alles was die wehmüthige Empfindung des besseren Sohnes bey der Bemerkung jener Schwächen über ihn erhalten kann, ist der Gedanke: er ist mein Vater, und deshalb meiner Schonung werth.

E. Woher kommt es denn aber, daß gute Aeltern so oft ungerathene Kinder erziehen?



P. Was nennest du *gute Aeltern*? Ein Mensch, zu sanft, um seinem Nächsten wissentlich zu schaden; zu schwach, um die heuchlerische Thräne des geübten Bettlers unbezahlt vertrocknen zu lassen; zu blödsichtig, als daß er die Fehler seiner Kinder mit allen ihren schweren Folgen fassen sollte, erhebt der große Haufe diesen Inbegriff von Weichlichkeit, weil er ihm freye Einwirkung verstattet, vorzugsweise zum Ideal menschlicher Vollkommenheit. Ich ehre diese Menschengattung, deren gutmüthiges Leben das Resultat ihrer sanften Gefühle ist, denn die Absicht ihrer Handlungen — und diese allein entscheidet über Moralität — ist gut. Aber wundert es dich noch, daß gerade der größte Theil dieser guten nachgiebigen Menschen, ihnen unähnliche Kinder erziehen? dahingegen der rauhe zornige Vater wenigstens das Gute



bewirken kann, daß ein scheuer Gehorsam die Kinder *zur Anstrengung ihrer Kräfte* auffordert, um, wo nicht seine Zufriedenheit zu erlangen, doch seiner Unzufriedenheit möglichst auszuweichen. Selbst das gemeinschaftlich erlittene Unrecht der Kinder kettet die Geschwisterliebe fester, gibt ihnen Veranlassung, über Recht und Unrecht nachzudenken, und die Erinnerung an ihre verweinten Thränen wird einst in einem freyeren Wirkungskreise zur lauten Fürsprache für andere. In der zur Furcht geneigten Seele stirbt jeder Keim des Muthwillens seiner Entwicklung ab, und ihr leidender Blick gewinnt alle Herzen.

Dies ist der gewöhnliche Gang solcher Erziehungsarten, der jedoch, nach den besonderen Anlagen der Kinder, auch eine nachtheiligere Wendung nehmen kann. Indessen



bleibt ihr jederzeit der zufällige Vortheil, daß die *Vorstellung der Zöglinge vom Schmerz durch kein unzeitiges Mitleiden*, zum Nachtheil ihres künftigen Glückes, zu sehr vergrößert wird.

Ich schmeichele mir, dir nunmehr verständlicher zu seyn, wenn ich den Wunsch geäußert habe, daß man bey der Leitung der Kinder keine andern Motive zum Handeln wählen möge, als diejenigen, welche in der Handlung selbst liegen, und in so fern sie auf den Handelnden selbst Bezug haben; und daß es Mittel geben müsse, den Kindern die Tugend von einer so anziehenden Seite *sichtbar werden zu lassen*, daß sie aller sie herabsetzenden Lobreden sehr glücklich entbehren kann. Aber auch selbst dann, wenn man bemühet ist, die schädlichen Folgen einer Handlung anschaulich zu machen, wird



man sich sehr hüten müssen, die Farben zu stark aufzutragen; ein Fehler, welcher durch die natürliche Verschiedenheit der Vorstellungen von den Dingen um uns her, und ihren wahrscheinlichen Wirkungen, nur gar zu sehr möglich ist. Das Aufsenbleiben dieser schädlichen Folgen — was also in gewissen Fällen weder zu wünschen, noch weniger aber absichtlich zu bewirken ist — führt den Zögling gar leicht zu dem Verdacht einer List, und der Mensch, ein freyes, stolzes Geschöpf, will ungern der Betrogene seyn, lohnet sicher mit Undank, und nichts kann ihn nun abhalten, an sich selbst Rache zu üben. Hiedurch erhitzt und parteyisch gemacht, übersieht er auch das wirkliche Uebel, findet Gröfse darin, es nicht zu achten, und verachtet das fromme Talent der Erzieher, in den Mücken der Gefahr,



Elephanten zu entdecken. So gefährlich ist Täuschung, auch die, welche auf die besten Absichten gegründet ist, und so nothwendig ist es, der Wahrheit überall treu zu bleiben, und von keiner verführerischen Hoffnung, durch Unwahrheit das Ziel schneller zu erreichen, sich blenden zu lassen.



---

ERAST. PHILEMON.

---

P. Als die *Gerechtigkeit* vom Himmel kam und *durch* Menschen über Menschen Gericht halten sollte, da weinte sie, ihre Wage in so schwankenden Händen zu sehen. Den Göttern — sagte sie — hat es gefallen, mir bey der Beurtheilung menschlicher Handlungen nur schwache Organe auzuvertrauen, darum will ich, bloß so weit diese reichen, Recht sprechen, das übrige gehört ihnen und dem Menschen selbst zu. Die Pflichten, über welche sie wachen wollte, nannte sie *vollkommene*; diejenigen aber, welche dem Menschen allein überlassen blieben, *unvollkom-*



*mene* Pflichten, um dadurch auf immer ihrer Schwäche ein Denkmahl zu erhalten, das sie an Behuthsamkeit mahnen sollte. Alle Pflichten aber, sie möchten nun ihr oder dem Gewissen verantwortlich seyn, sollten ihrer Natur gemäfs, *gleich bindend* bleiben. Die Menschen schienen indessen den Vorzug, welcher ihnen dadurch vor allen übrigen Geschöpfen zugestanden wurde, weder zu fühlen noch zu verstehen. Sie waren schwach genug, zu glauben, dafs die Benennung der unvollkommenen Pflichten keinen andern Ursprung als die Unvollkommenheit der Verbindlichkeit selbst habe; dafs es zwar gut und löblich sey, sie zu befolgen, dafs aber doch die Erfüllung derselben *etwas übriges* sey, wozu der Mensch eigentlich sich nicht verpflichtet habe. Die Ausübung derselben nannten sie ausschliessend, Tugend. In so fern



jede Verbindlichkeit eine Einschränkung des Rechts nach sich zieht, schien es ihnen sehr billig zu seyn, für jene, wie sie meinten, gutwillig übernommene Schmälerung ihrer Rechte, die doch nicht gänzlich ohne Motive seyn konnte, einigen Ersatz zu erhalten. Das sahen sie wohl bald ein, daß die Gottheit nicht jeder ihrer Opferungen die Belohnung unmittelbar folgen, sondern über Schwache und Starke regnen liefs. Weil sie indessen keinen Begriff davon hatten, daß gerade *dieses*, daß wir nicht für jede gute Handlung, außer der dadurch vermehrten eigenen Vollkommenheit, noch besonders belohnet werden, uns gegen uns selbst Achtung einflößen kann, so glaubten sie, die Belohnung jeder guten That in einer anderen Welt erwarten zu müssen. Nun entstand aus der Tugend ein Tauschhandel. Man opferte Gold-



staub, um einst so viel Kronen dagegen einzutauschen. Diesem Geitz nach Tugend mußte jede Ausdehnung der unvollkommenen Pflichten, als ein vervielfältigtes Mittel zum künftigen Reichthum willkommen seyn. Man nahm dem Menschen sein Recht, um ihn damit zu begnadigen; dem Armen sein Brot, um für die karge Rückgabe dieses Diebstahls, Segen, und seiner Bahre ehrenvolle Thränen zu dingen. Man erbaute Kirchen und Klöster, schenkte seine Habe den Weinkellern der Mönche, um im Himmel desto weniger seine Ehrensäulen zu verfehlen. Das fiel ihnen nicht ein, daß es kein Verdienst seyn kann, weder andere noch sich selbst zu erwürgen; und sind die Laster etwas anderes, als Mörder unserer eigenen Glückseligkeit? Groß und edel ist es, seine Verbindlichkeiten möglichst zu erfüllen; aber wenn diese



Tugend lohnsüchtig wird, dann geht ihr schönster Schmuck verloren. Außerdem, daß die Vorstellung von dereinstiger besonderen Belohnung oder Bestrafung jeder That, in so fern sie nemlich — was doch nicht zu vermeiden ist, — zu den stärksten Bewegungsgründen zur Tugend erhoben wird, uns daran gewöhnet, das Gute, welches in der Erfüllung unserer Pflichten selbst für uns liegt, zu übersehen, und deshalb ungerechte Klagen gegen die Vorsehung zu wagen, gibt der daraus entstehende Wechsel von Furcht und Hoffnung, der Tugend des besten Menschen ein verzagtes Ansehen. Aengstlich wacht er nur über seine Handlungen, über jeden Embryo zweydeutiger Begierde; fromm erzürnend, strebt er vergebens, sich über seine Natur zu erheben. Ich ehre und bewundere diesen Menschen, aber, kannst du es glau-



ben, bey dem lebhaften Gefühl aller meiner Schwächen, ich beneide ihn nicht. Mir grauet vor einer Tugend, die dem Bewußtseyn fürs ganze Leben auch keine Minute Schlaf vergönnen darf; jeden Genuß mit strenger Wache begleitet; ich wiederhole dirs ohne Scheu, ich beneide diesen nicht.

E. Ob dich wohl viele um deine Begriffe beneiden werden?

P. Das vielleicht nicht! Auch würde ich mir den Neid aller derer verbitten, welche hier eine Schutzrede ihrer unlauteren Absichten anzutreffen glauben.

E. Diesem zu Folge wäre es also nicht Zweck des Menschen, gut zu seyn.

P. Ich sehe nicht ab, wie in der Eigenschaft, nichts Böses zu wollen, der Zweck irgend eines Wesens liegen könne.



*Gut seyn, ist ja nur ein relativer, durch besondere Verhältnisse möglich gewordener Begriff, eine bloße Eigenschaft eines solchen Menschen, die zum besseren Seyn desselben zwar wesentlich nothwendig ist; aber muß sie deßhalb Zweck seyn? Wenn nun diese Verhältnisse sich änderten, wenn Böse seyn einst unnatürlich, und deßhalb unmöglich würde, so wäre ja der Mensch ohne Zweck. Kannst du dir es wohl denken, daß alle existierende Geschöpfe weiter keinen Zweck haben, als daß sie gesund sind? In diesem Gesundseyn liegt ja noch nichts wirkliches, es ist abermahls eine bloße Art des Seyns, und die Frage, warum sie da sind, läßt uns hier wieder verstummen. Die Glascheibe ist glatt, und muß es seyn, wenn die Lichtstrahlen ungehindert durchgehen sollen; wolltest du wohl sagen,*



der Zweck dieser Scheibe sey, glatt zu seyn?

E. Gesetzt aber auch, Gut seyn, wäre nicht Zweck unseres Seyns, was können wir dabey gewinnen oder verlieren, so bald die moralische Güte eine nothwendige Bedingung zu unserem Glücke bleibt? Wird diese Nothwendigkeit etwa weniger nothwendig, weil sie nicht Zweck, sondern Mittel ist?

P. Das zwar nicht, aber die Begriffe, und also auch die Handlungen der Menschen werden anders seyn, so bald er über den Zweck seines Seyns anders zu denken genöthiget ist. Einem moralischen Ideal, das der Eigendünkel ohne Hinsicht auf Natur, geschaffen hat, mit unverwandtem Auge fruchtlos nachstreben, muß der ganzen Art unseres Seyns das mißmüthige Ansehen vereitelter Hoffnung geben. Es wird immer nie-



derschlagend bleiben, von so vielen Forderungen an sich selbst, so viele unerfüllt lassen zu müssen, und wenn für *diesen* Menschen die Vorstellung von einer glücklichen Zukunft, aus einer Reihe belohnter oder bestrafter Handlungen zusammen gesetzt ist; wie sind da Zufriedenheit mit der Gegenwart, und heiterer Blick in die Zukunft gedenkbar. Mit welcher nachtheiligen Gewalt diese Begriffe, unter *solchen Zusammenstellungen* auf Religionsverwandte wirken, welchen sie eigen sind; davon zeugen ihre Sterbebetten. Nicht als folgten Kinder ihrem Vater in eine neue Werkstätte, um da mit andern Organen versehen, eines andern Genusses fähig zu seyn, und so durch veränderte Standpunkte sich selbst zu berichtigen, sondern ganz so, wie Verbrecher dem Henker entgegen zittern,

ein 120000. Brief 21. 1800. g. 10. 11.



sterben sie nicht selten den bitteren Tod der Verzweiflung.

E. Welches ist denn nun die Tugend, welche dem Menschen eigentlich zukommt?

P. Das ist eine Tugend, die sich erhält, ohne auf ihr Daseyn stolz zu seyn; deren Handlungen der reinsten Moral gemäfs sind, nicht weil diese so gebiethet, sondern weil sie ihr natürlich sind, und ihr es nicht ahndet, wie man gute Thaten sammeln kann, um dem Schöpfer einst ein langes Register davon lohnsüchtig vorzuhalten. Ihre einzige Quelle ist die *Gerechtigkeit*.

Die Gesetze der Kunst müssen, wenn ich mich anders dieses Gleichnisses hier bedienen darf, nicht von den Gebrechen ihrer Producte, sondern von ihren Meisterstücken abgezogen seyn. Ein beabsichteter guter Mensch ist, eigentlich zu reden, ein



ausgebesserter Mensch, an dem die geheilte Wunde immer sichtbar bleibt. Sein Werth ist zwar entschieden, aber er ist nicht die letzte Höhe, nach welcher der Mensch sich sehnen darf. Diefs ist allein die gerechte glückliche Unschuld. Sie ist nicht, wie so mancher nach der gegenwärtigen Lage der Dinge zu urtheilen sich berechtigt fühlen muß, die Geburt eines frommen unüberlegten Wunsches. Alles läuft in der Natur, so auch die Menschenbildung in Cirkeln, und wenn unser Geschlecht den Kreislauf der verschiedenen Arten zu *seyñ*, einst vollendet, und von jeder derselben die Summe der Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten berechnet haben wird, *dann wird es auf den ersten Punct des Einfachen* zurück kehren, und das willig von sich werfen, was in einen falschen Glanz gehüllt, ihn zu lange vonder rechten Bahn abgeleitet hat.



E. Was hat denn jene leichte, dem Menschen natürliche Tugend für Verdienst?

P. Ihr größtes Verdienst ist, daß sie auf alles Verdienst Verzicht thut.

E. Es scheint mir, als ob in dem, was du sagst, etwas Wahres läge, aber ich empfinde eine Bangigkeit, wenn ich dir näher trete, und in solchen Fällen, glaub' ich, darf nur das Gefühl entscheiden.

P. Warum denn *nur* das Gefühl? So sehr ich auch geneigt bin, gegen eine gewisse Gattung moralischer Gefühle Achtung zu hägen, so weiß ich doch nicht, welche Gründe mich bewegen sollen, bey ihrem Anblick die Augen nieder zu schlagen. Ist dirs nicht möglich, das Gefühl, welches dich zu der verdienstvollen Tugend so pflichtmäfsig hin zu ziehen



scheint, unter einen bestimmten Begriff zu bringen?

E. Ich sollte meinen, es wäre das Gefühl *des eigenen moralischen Werthes*, was den Menschen in allen widrigen Fällen so stark empor hält; muß er dieß verlieren, wo soll er Haltung hernehmen?

P. In so fern jede Vorstellung von Vollkommenheit uns Vergnügen gewähret, welches noch dadurch, daß sie die unsrige ist, erhöht wird, muß auch das Bewußtseyn der moralischen Gesundheit erfreuend seyn, und wirst du selbst einsehen, daß *dieses* Gefühl in dem einen oder anderen Falle, dem Menschen gar nicht zu nehmen ist. Wenn aber das Gefühl des eigenen Werthes von der Art ist, daß es sich nur in dem schmeichelhaften Bewußtseyn des Verdienstes erhält, und so der einzige Zweck des Guten wird — und nur hier ist der



Fall gedenkbar, daß der Mensch bey dem Verluste desselben, der Tugend selbst entsagen könnte — dann, lieber Erast, wundert es mich, wie dir *solche* Güte nicht selbst verdächtig wird.

Das Gebeth des Pharifäers: *ich danke dir Gott, daß ich nicht bin wie andere Leute*, mag so deutlich ausgedacht, wohl selten jemand nachsprechen, ob gleich der Charakter jener verdienstvollen Tugend es wahrscheinlich macht, daß der heisse Wunsch, besser als andere zu seyn, von der lauten Aeufserung nur mühsam zurück gehalten wird.

Auch ist die Glückseligkeit des Einzelnen, wenn sie nicht selten auf Kosten der Gerechtigkeit, nach guten Thaten geizt, sehr unsicher gegründet. Nur wenige sind reich genug — und Reichthum gehört einmal nach unseren Begriffen vorzüglich zu



der Möglichkeit, Gutes zu thun — diesem Hange sich überlassen zu können, und die guten Handlungen, welche wir so nennen, sind oft von der Art, daß sie in dem Empfänger eine Verdorbenheit voraus setzen, um sie nach Würden schätzen zu können, oder sie gereichen ihm zur Demüthigung. Einem andern das gutwillig mitzutheilen, was ihm bey einem gerechten Wandel billiger Weise nicht hätte entstehen sollen, ist edel; aber es mit der Miene der überflüssigen Gnade zu reichen, ist bittere Grausamkeit. Wer es daher nicht über seine Eitelkeit erhalten kann, sich bloß durch die Folgen seiner Handlungen befriedigt zu halten, der mag über die magere Ernte des Dankes sich bey Zeiten zu fassen suchen. Es kann dem Stolze nicht gleichgültig seyn, anderen für das, was ihm nicht hätte abgehen sollen,



verbindlich zu seyn, und dadurch stillschweigend seine Abhängigkeit und den Neid erweckende Vorzüge anzuerkennen; und diese, wie es scheint, der Billigkeit ganz entgegen laufende Empfindung ist zu häufig, als dafs sie uns nicht, bevor wir noch über die Verdorbenheit unserer Natur das Wehe! ausrufen, auf ein Grundgesetz der Natur, das wir bey der Einrichtung unserer gegenseitigen Verhältnisse verletzt haben müssen, zurückweisen sollte. Aber auch die, welche von einer reineren Liebe be-seelt, ihrem Geschlecht gern nützlich seyn wollen, müssen auf unverschuldete Kränkung sichere Rechnung machen. Der Wunsch, den Druck des Elends, welches nicht immer durch Geld zu heben ist, zu mindern, setzt uns mit der Leidenschaft des gröfseren Theils, deren Wohlstand einmal auf die Noth der



anderen gebauet ist, in einen gefährlichen Streit, und wir erfahren hier nur gar zu bald, daß es vergebene Mühe seyn würde, sich einem so reißenden Strome entgegen zu werfen. Das aus der Vorstellung so vieler, nicht zu hebenden Unvollkommenheiten entstehende Gefühl, ist in der That für einen Menschen von starker moralischer Reizbarkeit so niederschlagend, daß wir in keine geringe Versuchung gerathen, ihm zu seiner eigenen Ruhe mehr Kälte und Uebereinstimmung mit dem Volksgeist zu wünschen. Derjenige, welcher jedem Bedürfnisse seines Freundes bey der ersten Ahndung davon, zuvorkommt, erwartet natürlicher Weise, eine ähnliche zarte Behandlung; er will dem correspondirenden Gefühl alles, der Forderung nichts verdanken; er vermeidet es gern, die Freyheit und mit ihr das



Lohnende, dem andern zu rauben; und wenn nun, — was sehr häufig der Fall ist, — dieses zarte Gefühl keinen Einklang findet, dann führt dieß auf den Verdacht des Mangels an Theilnahme, der nur durch die Ueberzeugung, daß der andere bloß gröber empfindet, gehoben werden könnte; zieht sich, weil er nicht verstanden wird, in sich selbst zurück, und gehet so, mitten unter Menschen, einsam. Gewöhnlich sind Menschenhaß und Unzufriedenheit mit der Welt, die letzten Güter, welche seine, vielleicht falsch geleitete Liebe zum Guten eintauschet. Wem es unter solchen Verhältnissen noch so gut wird, sich ohne Nachtheil seiner Erhaltung von der wirklichen Welt los reißen, und seine eigene um sich her schaffen zu können, — und nur wenige haben den Muth, sich durch die Brandungen



der Leidenschaften durchzuschlagen,  
und in den letzten sicheren Ha-  
fen — er heist Resignation —  
einzulaufen, der gehört zu der klei-  
nen Zahl der Glücklichen, welche  
ihre eigene Ruhe retten, da sie das  
Beste der Brüder aufzugeben genö-  
thiget sind.



Alle Triebe der Natur, selbst die nicht ganz abgerechnet, welche in den Treibhäusern der Kunst erzogen, sich fälschlich zu ihnen gesellt haben, sind Quellen der Glückseligkeit, so lange ihrem ruhigen Strome kein Gesetz eine Schleuse legt. Sie hemmen, heißt ihre Kräfte zu gewaltsamen Ausschweifungen auffordern, und wo diese unmöglich sind, da tragen sie kein Bedenken, ihr eigenes Bett zu zerstören. Diese vielleicht allgemein als richtig anerkannte Wahrheit ist noch weit entfernt, bey der Gesetzgebung die Aufmerksamkeit zu finden, welche sie verdienet. Der Geschlechtstrieb, er mag in der groben Gestalt der thierischen Natur erscheinen, oder in das feine Gewebe der platonischen Schwärmerey ge-



hüllt, den stolzeren Geist hintergehen, gehört unstreitig zu den vorzüglichsten Mitteln, das Leben zu versüßen; und wenn Staatsverhältnisse es nothwendig machen, seine Ausbrüche zu begrenzen, so ist wenigstens so viel gewiß, daß eine solche Operation die äußerste Behutsamkeit erfordert.

Es war von je her ein eigenthümlicher Zug der Menschen, bey der Ausführung ihrer willkürlichen, der Natur entgegen strebenden Plane, die Hindernisse, welche diese ihnen in den Weg legt, durch das Ansehen der Gottheit heben zu wollen; und es ist daher von keiner guten Vorbedeutung, daß man sie auch mit diesem Zweig der bürgerlichen Polizey beschenkt hat. Das heißt das höchste Wesen herabwürdigen, wenn man es da, wo die milde Natur einem Theile ihrer Bestimmung entgegen strebt,



gleichsam als ein Schreckbild aufstellt, um den Schwarm der Genußgierigen zu verscheuchen. Es ist die Schuld des Staats, daß die Natur ihre Kräfte zweckwidrig vergeuden muß, und vergebene Mühe, die Gerechtigkeit gegen die unvermeidlichen Ausbrüche desselben zu bewaffnen, so lange die Dunkelheit noch willig ihren Schleyer darüber verbreitet. Was diese einmal in Schutz genommen hat, das gibt sie nur dem freyen Willen, oder dem Lichte zurück. Jener aber liegt an dem Gefühl der zurückgehaltenen Kraft gebunden, und die Nacht läßt sich mit ihren gesammelten Vergehungen nie von der Sonne belauschen. Alle Versuche der Paedagogen, die Jugend in großen Erziehungsanstalten, wo gewisse Begriffe und Neigungen einmahl einheimisch geworden sind, gegen künstliche Entkräftung zu sichern, schei-



tern an der Klippe der Ohnmacht. Nur die Unschuld kann, wenigstens bis zu einem gewissen Alter, wenn ununterbrochene Thätigkeit ihr zur Seite geht, dagegen bewahret werden. Aber sind unsere Bürger wohl von der Art, daß sie den Erziehungsanstalten viele unschuldige Kinder zu überliefern vermögen? Und ist nur einer unter diesen so unglücklich, das Mittel zur Selbstschwächung gefunden zu haben, welches Auge ist da hell genug, seiner nächtlichen Ausbreitung Grenzen zu setzen.

Die Zeiten sind für uns vorüber, wo die Liebe noch das Recht besaß, glückliche Ehen zu schliessen. Sie hat es dem Bedürfnis der Pflege, und dem Durste nach Reichthum abtreten müssen; und wem kann es entgehen, wie grausam sie sich defshalb gerächt hat. Die Nothwendigkeit, sich da früh schon los zu reißen, wo das Herz,



das ganze Leben hindurch so gern verweilt hätte, und seine Empfindungen an Sprünge zu gewöhnen, raubte schon so manchem die Fähigkeit, sich zu fixiren, und durch *einen* Gegenstand anhaltend glücklich zu seyn. Dieses Bewußtseyn der Unstätigkeit läßt meisten Theils die Söhne der conventionellen Welt dann, wenn sie nach einer ziemlichen Abkühlung ihrer Sinne endlich an eine eheliche, — wie sie gewöhnlich genannt wird — *solide* Verbindung zu denken berechtigt sind, vor den sanften Fesseln der Liebe, wie vor Slavenketten zurückbeben, und nur noch die Rücksicht auf ein einsames schwächliches Alter kann sie vermögen, ihren Nacken in das Joch der Ehe zu beugen, und ihre Freyheit gegen eine Pflegerinn zu vertauschen. So arm haben wir uns selbst gemacht! Gibts wohl eine größere Seligkeit als die, welche uns



die Liebe gewährt? Doch wir sind ja entschädigt. Haben wir nicht etwa den beträchtlichen Vorzug einer verfeinert kranken Natur gegen jene einfache Menschengattung, und eine ungemeine Empfindlichkeit für jede Zugluft eingetauscht, und sieht die kalte Kraftlosigkeit unserer zarten Söhne nicht einer weisen Solidität, so wunderbar ähnlich? O dieser frühen Weisheit! Wer kann sich des Mit-  
leids erwehren??



**B**ey einigen Völkern ist es eine sehr gewöhnliche Erscheinung, alle ihre Handlungen von den Gesetzen des Anstandes ausgehen zu sehen. Die natürliche Folge davon ist ein geschärfter Sinn für Form, und eine Gleichgültigkeit gegen Masse. So gehören Artigkeit und Sittsamkeit zu den ersten Forderungen der Aeltern an ihre Kinder. Durch die Erfüllung derselben glauben sie der Natur einen Vorsprung abgewonnen zu haben, indem das Kind dadurch, ehe es noch weiß, was Anstand ist, schon das Ansehen der Sittlichkeit erhält. Auch die Lieblinge der Natur gelangen auf ihrer Spur zu dem so sehr beliebten gefälligen Aeufsern, aber nur erst, nachdem sie in Verbindung eines offenen bidern Herzens sich die Fähig-



keit erworben haben, die feinsten Nuancen von Recht und Unrecht zu unterscheiden, und der Wunsch erst bey ihnen rege geworden ist, sich die Geneigtheit ihrer Nebenmenschen zu verschaffen. Dem gewöhnlichen Menschen scheint dieser Weg zu langwierig zu seyn. Vielleicht, daß es ihm selbst nur selten einfällt, über Recht und Unrecht nachzudenken. Und wozu bedarf er das auch? Ists nicht genug, zu wissen, daß diese oder jene Handlung von den Gesetzen, oder der übeln Nachrede gebilliget oder geahndet wird! Und verschafft ihm diese Kenntniß nicht etwa seine Erfahrung? Trauet er sich ja die Schlaugigkeit nicht zu, ihren Wächtern zu entgehen, oder fehlt es ihm an Ansehen, ihnen ungescheut trotzen zu können, nun so berechnet er Gewinn und Verlust, und wo diese Puncte nicht in Betracht



kommen, da zählt er seine Höflichkeitsformeln her, sucht ihnen durch die Geschmeidigkeit seiner Maschine, welche er seinem vorzüglichsten, best besoldetsten Lehrer, dem Tanzmeister verdankt, eine gewisse Uebereinstimmung mit seinem Selbst — das bey ihm der Körper mit so vielem Rechte ausschliessend repräsentirt — zu verschaffen, und wer darf es ihm nun wehren, in die Reihe der Sittlichen zuversichtlich einzutreten. Hat er sich noch oben drein mit den feineren Gesetzen der Anstandspolitik, als da sind:

durch häufige Bewegung des Körpers einen lebhaften, grossen Geist vermuthen zu lassen;

durch vieles Sprechen in Gesellschaften dem Verdacht der Einfalt oder der Unwissenheit bey Zeiten zuvor zu kommen, über jedes Nichts mit Lebhaftigkeit viel zu sprechen,



und wo möglich, die erfahrensten Männer — was einem Narren immer sehr leicht wird — zum staunenden Schweigen zu bringen;

bey den unbedeutendsten Vorfällen in Extase zu gerathen, um auch sein feines Gefühl durchblitzen zu lassen; — hat er sich damit hinlänglich bekannt gemacht, ja so glänzt er der ganzen übrigen Jugend als ein Muster der Ausbildung vor. Der bescheidene Denker sieht sich genöthigt, um nicht jeden Anspruch an guten Geschmack aufzugeben, die Wahrheit, dafs es Thorheit ist, einen rohen Stein, ehe ihm noch der Meister nach den Gesetzen des vollkommensten Gliederbaues die richtige Form gegeben hat, zu glätten, höchstens seinem stummen Nachdenken anzuvertrauen. Es ist nicht zu läugnen, dafs die äufsere Sittlichkeit eines Volks, wenn sie der Natur an-



gemessen, also von den Vorschriften des Rechts und Unrechts abstrahirt ist, der Bildung der Jugend zu Hülfe kommt, und dem Auge eine schnellere Reife verspricht, aber es ist äußerst gewagt, die Bahn, auf welcher man zu der natürlichen Sittlichkeit gelanget ist, zu verlassen, und diese als ein in sich selbst gegründetes Wesen der Macht der Zeit auszusetzen. Es gehört einmahl zu der Natur dieser letzteren, alles, was nicht Selbstständigkeit hat, schnell ihrem Wechsel zu unterwerfen; und wie dürfte der Geschmack im geselligen Betragen, welcher getrennt von seiner wahren Abstammung für die Art seines Seyns keinen andern Grund aufzuweisen hat, als dafs er einmal so und nicht anders ist, wie dürfte er dem Wechsel der Dinge sich entziehen wollen! Ist diese Wahrheit aber erwiesen, was könnte uns da



wohl noch verleiten, die ganze Art unseres bürgerlichen Seyns, und die Summe unserer Vergnügungen — auch sie werden von den Gesetzen des Anstandes vorgeschrieben — einem so äufserst schwankenden und despotischen Richter zu überlassen?

Ueberhaupt weifs ich mir die Gleichgültigkeit nicht zu erklären, welche die Vormünder des Volks bisher gegen die Art, sich zu vergnügen, bewiesen haben. Alles übrige, was dem Menschen wichtig war, oder doch seyn sollte, hat sich von Zeit zu Zeit der Kritik unterwerfen müssen; nur die Art, sich zu ergötzen, hat man den Taschenspielern, Gauklern und Tabagisten anvertrauet. — Die mehresten derselben bestehen entweder in einem müfsigen Gaffen, oder sie verlieren sich in unsern Magen, oder sie sind von der Art, daß Gewinn oder Verlust unsern Geist



dem leidenschaftlichsten Spiele von Furcht und Hoffnung unterwerfen. Wo schon Anstrengung der Kräfte erfordert wird, — den Tanz abgerechnet; er gibt noch manchem Mädchen die Hoffnung, von den erhitzteren Sinnen der, nur ihre Bequemlichkeit liebenden Söhne, ein Etablissement zu erhalten, — das sieht der schwere Deutsche für Arbeit an, warnet wohl gar seine Kinder davor, als vor einer Gelegenheit, sich zu echauffiren und Schaden zu nehmen; statt dafs er bemüht seyn sollte, ihnen durch jede körperliche Fertigkeit den Freudengenuss der biegsamen Jugend zu erhalten, und sie gegen die Steifheit des Alters, die der hüpfenden, Bewegung liebenden Freude so sehr zuwider ist, so lange als möglich zu bewahren. Kann es z. B. ein schuldloseres, unsrer Ausbildung zweckmäfsigeres Vergnügen geben,



als das Ballspiel? und — sollte man es glauben! — an einem Orte, wo zwey Mahl hundert Tausend Menschen so gierig nach Vergnügen geizen, hat der Anstand noch Mühe, es den Gassenjungen, höchstens einigen jüngeren, nicht all zu vornehmen Bürgerknaben zu verzeihen. Was sonst dieser Art der Ergötzung noch nicht abgestorben ist, muß wenigstens das Verborgene suchen. Alles übrige schlendert mit der Miene des weisen überreifen Alters in sittlicher steifer Unthätigkeit einher, gafft nach Bewunderung seiner modischen Tracht, oder sucht das Gefühl der Kraft in dem Schlamme böser stiller Lüste zu ersticken. Aber wer wollte es auch diesen artigen Jünglingen zumuthen, mit einer derangirten Frisur — vielleicht der vollkommenste Theil ihres ganzen Hauptes, — unter vernünftigen Menschen sich wieder



sehen zu lassen, oder irgend etwas zu thun, was von den, ihrem Stande zugebilligten sittlichen Thorheiten verdammt, ihre *bessere* Abkunft unkenntlich machen könnte. Die ängstliche Sorge, ja nichts zu unternehmen, wodurch man weniger scheinen möchte, als man zu seyn sich einbildet, sichtet so äußerst delicat, daß am Ende nichts bleibt, als ein nur von sich eingenommenes, also leeres Geschöpf.

Es lohnte vielleicht die Mühe, der Natur mehr und mehr die geheimen Wege abzulauern, auf welchen der Mensch, zuweilen ganz unvermuthet, zu einer frohen Stimmung gelanget, und von dieser Kenntniß geleitet, die Art der Volksvergönungen zu veredeln. Man sang und tanzte unstreitig zuerst, weil man froh war; man tanzt oft wieder, um froh zu werden.



Zwar erreicht man nicht immer seinen Zweck, aber das ist nicht die Schuld der Mittel. Manches Herz ist schon so vergällt, ist so sehr der Tummelplatz wilder unruhiger Leidenschaften, daß der sanfte Strahl der Freude viel zu schwach ist, die Wolken des Trübsinnes zu durchbrechen.



---

ERAST. PHILEMON.

---

E. Wenn ich dich recht verstehe, so verlangst du, daß jeder Mensch mit Uebergang aller kirchlichen Vorschriften, allein *seiner* Vernunft folge: dieß scheint mir eine sehr gefährliche Meinung zu seyn. Nicht eines jeden Vernunft ist vernünftig, ja man dürfte vielleicht nur selten einen Menschen finden, dessen Vernunft überall die richtige ist, mithin würden die subjectiven Bestimmungsgründe des Menschen, Irrthümer nothwendig machen, und deshalb auch rechtfertigen. Was würde da aus der Wahrheit werden, wenn sie in so ungewissen Händen gewürdigt würde?



P. Ich bin dir für diesen Einwand verbunden. Er gibt mir Veranlassung, einer Mißdeutung vorzubeugen, die in der Folge keinen Anstand genommen haben würde, über mich den Stab zu brechen.

Wenn wir ein Volk zu den Quellen verfolgen, woraus es die Bestimmungsgründe seines Verhaltens zu schöpfen pflegt, so finden wir am Ende allgemein geltende Meinungen, die durch irgend einen historischen Grund ihre Gültigkeit übersprungen, und eben durch jene Nebenbestimmung sich zur Würde eines Volksgesetzes hinauf geschwungen haben. Nicht die innere Güte solcher Meinungen ist es, welche ihnen Haltung gibt, sondern ihr historisches Gewand. Gewöhnlich schließt sich solche Meinung an eine Wunderbarkeit an, zu deren gefälligen Aufnahme das Menschengeschlecht von jeher sich so



bereitwillig bezeigt hat. Von diesem Wunder ist zu der Vermuthung, daß die Hand eines höhern Wesens im Spiele sey, nur noch ein Schritt, und wessen Stolze sollte es nicht schmeicheln, die Gottheit um sich bekümmert zu wissen? Solche Meinungen, tief gewurzelt im Volksgeist, das Haupt an eine Gottheit gelehnt, stehen Jahrtausende, und halten eifersüchtige Wache über den Schlaf der Vernunft.

E. Wo anders als in dem *Aufserordentlichen*, erkennen wir denn so deutlich der Allmacht Finger? und sollte es für Stolz gelten, ihre Winke zu verstehen?

P. Aufserordentlich, dünkte ich, wäre alles, was uns umgibt, und in so fern wir durch *Erkennung desselben*, die Absicht des Schöpfers gewahr werden, schöpfen wir freylich seinen Willen aus dem Aufserordent-



lichen, aber untersuche selbst, ob der Mensch nicht geneigter ist, das Erkennbare nicht erkennen zu wollen, sondern sich immer an dem zu halten, was für ihn dunkel ist; und glaubst du, daß diese Dunkelheit so geschickt ist, die Wahrheit sichtbar zu machen? Schliesse deine Augen, sogleich schwingt sich die Einbildungskraft auf ihren Thron, streut farbige Goldkörner, läßt Drachen vorüber ziehen, Engel winken. Einem Kinde, wenn gleich mit grauen Haaren, ist dieser Zustand behagend. Es sitzt in einem Schauspiel, läßt die Scenen nach Willkür wechseln, ihn kümmert weder Ordnung noch Wahrheit. Wer wollte aber auch in diesem regellosen Vorstellungsgewühl den Willen des Schöpfers erkennen? Und ist es mit dem Wunderbaren, in so fern wir das Unerklärbare darunter verstehen, nicht derselbe Fall?



Die ungewisse Vernunft zieht sich da bescheiden zurück, und überläßt es der blinden Einbildungskraft, sich durch ausschweifende Schöpfung zu ergötzen. Wie muß der Gott seyn, den diese hier erkennt! und war es nicht das Wunderbare, das uns die Religion bilden half?

Weit entfernt, daß der fast bey jedem Volk anzutreffende schmeichelhafte Ursprung solcher Meinungen durch ihren inneren Gehalt, der bey weitem nicht immer für die Volksglückseligkeit so ergiebig ist, als eine so edle Abkunft es wohl erwarten ließe, ihren Anhängern verdächtig werden sollte, hat vielmehr das Gefühl ihrer Blöße, vielleicht auch eine dunkle Ahndung, daß man keine reine Sache führe, jedes Nachdenken über die Zweckmäßigkeit derselben als sündlich vorgestellt, und sich dadurch auf immer



der Kultur des Verstandes begeben. Die Verschiedenheit solcher, verschiedenen Völkern ausschliessend zugehörenden, oft gegen einander im Widerspruch stehenden Meinungen, und der Steifsinn, mit welchem jede Nation sich den alleinigen Besitz echter Offenbarungsquellen zuschreibt, machen uns ungewiss, welches von ihnen denn als das eigentlich begünstigte anzusehen sey; so wie auf der andern Seite sie ausser Zweifel setzen, dass sie nicht alle von einem gleichartigen Wesen dictirt seyn können. Dass es eine Blasphemie ist, von der Gerechtigkeit selbst zu behaupten, dass sie das eine Volk durch wohlthätige Offenbarung erheben, und das andere, durch falsche Vorstellungen misleiten, oder doch durch gänzlichen Mangel an Aufmerksamkeit in Irrthum verfallen lassen werde, fällt für die Abwen-



dung dieses Vorwurfs, glaubt jene  
 hohe Meinung von sich selbst, alles  
 gethan zu haben, wenn sie die übr-  
 igen Völker der echten Offenbarung  
 für unfähig erklärt, ohne zu beden-  
 ken, daß man gar nicht unreif genug  
 seyn kann, um von der Wunderbar-  
 keit Gesetze anzunehmen. Es gehört  
 schon ein denkender, gebildeter Kopf  
 dazu, wenn er bey der ersten, ihm  
 unerklärbaren Erscheinung, nicht  
 gleich auf übernatürliche Ursachen  
 schliessen, und durch solche beschei-  
 dene Zweifel, den Finger der ver-  
 meintlichen unmittelbaren Vorsehung  
 verkennen soll. Und in der That,  
 es ist eine der thörichtsten Grillen  
 unsers Geschlechts, wenn wir uns  
 durchaus nicht überzeugen wollen,  
 daß Gott seinen Willen durch die,  
 jedem Menschen vor Augen liegende  
 Offenbarung habe offenbaren wollen, da wir  
 längst sollten eingesehen haben,



dafs er zu allen Zwecken sich der einfachsten Mittel bedient. Sollte es wirklich in den Plan der Vorsehung gehören, dem Menschengeschlechte durch unmittelbare Einwirkung Wahrheiten zuzuführen, die für seine Glückseligkeit nothwendig sind, so war es wenigstens eine mit ihrer Weisheit ganz unvereinbarliche Grausamkeit, uns das Criterium zu verschweigen, vor dem der Betrieger die Maske abzieht, der Schwärmer über sein eigenes Feuer, das ihn zu weit über sich selbst erhob, erblafst; mit einem Wort, ein Kennzeichen, das uns beym ersten Anblick sagt: hier ist Gottes Stimme. Die *gute Sache*, meinst du? Ja, wer sieht, wer kann die sehen? Der Glaube wirbt leider nur Blinde.

Das Wunder!

Was ist uns auch nicht alles Wunder, und wer zeichnet uns die Gren-



zen der Naturkräfte. Eben in der Unkunde derselben, liegt der Grund der nothwendigen Mißdeutung aller unbekannten Erscheinungen, und sie macht es uns begreiflich, warum die Jugendgeschichte eines jeden Volks sich mit so merkwürdigen Legenden anheben muß. Die Art, wie Jupiter um seine Donnerkeile gekommen ist, scheint noch nicht allen die Augen geöffnet zu haben. Wer von uns fühlt nicht die Möglichkeit der Gefahr, welcher die Auslegung solcher göttlicher Winke unterworfen ist, wenn auch die Geschichte uns hierüber nicht hinlänglich belehrte. Wenn der Indianer am Ganges, in der sterbenden Hand den Kuhschwanz, von ihm allein mit Zuversicht den Himmel erwartet, so lächelt der Christ, und freuet sich des besseren Brotes. Im Dunkel der heiligen Nacht würgt der Rechtgläubige im Nahmen Gottes die



Ketzer, damit seine Seele im Preise steige; und die Sonne erröthet noch immer über das Blut der ihr geopfer-ten Peruvianer. Die Pest, mit allen ihren Qualen, mag sich ihrer Ohnmacht schämen, wenn sie mit dem Fanatismus die Leichen zählt. Jene mußte selbst würgen, wenn dieser Menschen gegen Menschen führte.

So handelt der Mensch, Betrieger oder Betrogener, immer im Geist jener Grundmeinungen, die einmal in das eigene Seyn dieses oder jenes Volks verwebt sind. Wenn das, was Norm und Grundzug unseres Verhaltens seyn soll, ein heiliger Nimbus umstrahlt, ists da Wunder, daß ein blödsichtiges Volk, das weder sehen kann, noch darf, diesen Schein, statt der Wahrheit, ins Auge faßt?

Es erfordert unstreitig freyen Beobachtungsgeist, um den allmählich steigenden Gang der Natur bey



der Ausbildung unseres Geschlechts gewahr zu werden, und diese Spur verfehlen, heisst uns geneigt machen, lieber von Wundern mühelose Hülfe zu erwarten, als in dem Geleise der Ordnung, unserer Entwicklung ruhig entgegen zu gehen.

Schon in der Natur der Regel, der Richtschnur, liegt die Nothwendigkeit des Einfachen. In einem künstlichen Gewebe ist schwer, den Faden zu verfolgen, und leicht, zu irren. Die Grundlinien für unser Verhalten müssen *gerade*, und das Ziel, *sichtbar* seyn. Der Mensch muß wissen, *was* er verliert, wenn er die Bahn verläßt, auch, daß er *unwiederbringlich* verliert. Freylich setzt die Erkenntniß dieses Verlustes, richtige Schätzung seiner Selbst, und die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit seiner innern Vollkommenheit, als Bedingung zur Glückselig-



keit voraus, die allein im Stande ist, den aus der Vernunft gehobenen moralischen Wahrheiten intensive Stärke genug zu geben, um die extensive der historischen Bestimmungsgründe zu überwiegen, und ihre Entbehrlichkeit so wohl, als die Schädlichkeit derselben gleich stark einsehen zu lassen. Auf einen blauen luftigen Himmel los steuern, und hinter demselben goldene Berge, harmonische Chöre und Freude die Fülle als Praemien der Einfalt ahnden lassen, heisst mit den Schwächen der Menschen ein unedeles Spiel spielen, die Grundpfeiler der Moral von unserer Natur ablösen, um sie an einen ungewissen Himmel zu ketten. So lange jenes Ziel von der Einbildungskraft bestimmt wird, muß einem jeden Schwärmer frey stehen, dasselbe zu verrücken und zu ändern. Ist nun dieses Ziel *willkürlich, unabhängig*



von unserer jetzigen Natur, was verliert er da? und wenn er verliert, so liegt vielleicht selbst in diesem Verluste Gewinn. In dem Gefühl seiner steigenden Verderbtheit, dünkt es ihn, anständiger zu seyn, nicht auf eigenen Werth, sondern durch die Gnade des Höchsten, — ein Begriff, der einen zu verhafsten Ursprung hat, und zu sehr auf die Ohnmacht unseres Verstandes zurück weis't, als dafs wir ihn der Gottheit beylegen sollten — die er sich als ewig und grenzenlos denkt, schöner zu ernten, und selbst durch das Bekenntnifs seiner Ohnmacht, die Allmacht schmeichelnd zu erhöhen. Solch ein bescheidner Sünder verliert alles, um alles auf einmahl zu gewinnen, und er hat recht, wenn aufer den natürlichen Folgen seiner Handlungen, als Modificationen seines fortgesetzten Seyns, die ihm der Aufmerksamkeit



kaum werth scheinen, noch etwas höheres zu gewinnen steht. Aber eben dieser Zusammenhang, glaubst du, daß er die Zukunft gewinnen läßt, wo die Gegenwart verloren geht? Das liegt nun einmal außer seinem Gesichtskreise, daß er nichts höheres gewinnen oder verlieren kann, *als sich selbst*; — daß er eben deshalb der Zukunft Herr ist, wenn es anders für ihn eine gibt; daß die Natur von je her weit mehr zum Genuß dargebothen, und auch künftig darbiethen wird, als wir genießen mögen, und daß wir jene Sorge dieser guten Mutter getrost überlassen können, und allein dahin zu sehen haben, — *uns die Empfänglichkeit für diese Freuden zu verschaffen und zu erhalten*. Wenn also eine zu geringe Achtsamkeit auf uns selbst so viele Sinne aussterben läßt, ists da noch Wunder, daß wir



die Ursachen dieses Darbens in dem Mangel der Mittel zur Glückseligkeit vermuthen, und von dem Reichthum eines zukünftigen Lebens überspannte Ideen fassen? Und ist nicht mehr als wahrscheinlich, daß wir bey dieser willkürlich verminderten Empfänglichkeit, welche, ohne der Natur und unserer Freyheit Gewalt zu thun, selbst die Allmacht vielleicht nicht heben kann, in jenem Himmel, wenn er auch wirklich noch, wie ich gern glaube, das reiche Gemählde einer erhitzten Phantasie weit überreffen sollte, eine ähnliche Leere, eine ähnliche Armuth empfinden werden? Dürfte nicht vielleicht das unnatürliche *Hinaufziehen* unserer Augen, uns jede Stufe neuer Zukunft, ungesehen, ungenützt überschreiten lassen? Das edelste, was die Gottheit dem Menschen schenken konnte, war das Vorrecht, zu *seyn* oder zu



P. Ich bin dir für diesen Einwand verbunden. Er gibt mir Veranlassung, einer Mißdeutung vorzubeugen, die in der Folge keinen Anstand genommen haben würde, über mich den Stab zu brechen.

Wenn wir ein Volk zu den Quellen verfolgen, woraus es die Bestimmungsgründe seines Verhaltens zu schöpfen pflegt, so finden wir am Ende allgemein geltende Meinungen, die durch irgend einen historischen Grund ihre Gültigkeit übersprungen, und eben durch jene Nebenbestimmung sich zur Würde eines Volkssetzes hinauf geschwungen haben. Nicht die innere Güte solcher Meinungen ist es, welche ihnen Haltung gibt, sondern ihr historisches Gewand. Gewöhnlich schließt sich solche Meinung an eine Wunderbarkeit an, zu deren gefälligen Aufnahme das Menschengeschlecht von jeher sich so



bereitwillig bezeigt hat. Von diesem Wunder ist zu der Vermuthung, daß die Hand eines höhern Wesens im Spiele sey, nur noch ein Schritt, und wessen Stolze sollte es nicht schmeicheln, die Gottheit um sich bekümmert zu wissen? Solche Meinungen, tief gewurzelt im Volksgeist, das Haupt an eine Gottheit gelehnt, stehen Jahrtausende, und halten eifersüchtige Wache über den Schlaf der Vernunft.

E. Wo anders als in dem *Aufserordentlichen*, erkennen wir denn so deutlich der Allmacht Finger? und sollte es für Stolz gelten, ihre Winke zu verstehen?

P. Aufserordentlich, dünkte ich, wäre alles, was uns umgibt, und in so fern wir durch *Erkennung desselben*, die Absicht des Schöpfers wahr werden, schöpfen wir fr seinen Willen aus dem Aufserord-



und wo möglich, die erfahrensten Männer — was einem Narren immer sehr leicht wird — zum staunenden Schweigen zu bringen;

bey den unbedeutendsten Vorfällen in Extase zu gerathen, um auch sein feines Gefühl durchblitzen zu lassen; — hat er sich damit hinlänglich bekannt gemacht, ja so glänzt er der ganzen übrigen Jugend als ein Muster der Ausbildung vor. Der bescheidene Denker sieht sich genöthigt, um nicht jeden Anspruch an guten Geschmack aufzugeben, die Wahrheit, dafs es Thorheit ist, einen rohen Stein, ehe ihm noch der Meister nach den Gesetzen des vollkommensten Gliederbaues die richtige Form gegeben hat, zu glätten, höchstens seinem stummen Nachdenken anzuvertrauen. Es ist nicht zu läugnen, dafs die äufsere Sittlichkeit eines Volks, wenn sie der Natur an-



gemessen, also von den Vorschriften des Rechts und Unrechts abstrahirt ist, der Bildung der Jugend zu Hülfe kommt, und dem Auge eine schnellere Reife verspricht, aber es ist äußerst gewagt, die Bahn, auf welcher man zu der natürlichen Sittlichkeit gelangt ist, zu verlassen, und diese als ein in sich selbst gegründetes Wesen der Macht der Zeit auszusetzen. Es gehört einmahl zu der Natur dieser letzteren, alles, was nicht Selbstständigkeit hat, schnell ihrem Wechsel zu unterwerfen; und wie dürfte der Geschmack im geselligen Betragen, welcher getrennt von seiner wahren Abstammung für die Art seines Seyns keinen andern Grund aufzuweisen hat, als daß er einmal so und nicht anders ist, wie dürfte er dem Wechsel der Dinge sich entziehen wollen! Ist diese Wahrheit aber erwiesen, was könnte uns da



anderen gebauet ist, in einen gefährlichen Streit, und wir erfahren hier nur gar zu bald, daß es vergebene Mühe seyn würde, sich einem so reißenden Strome entgegen zu werfen. Das aus der Vorstellung so vieler, nicht zu hebenden Unvollkommenheiten entstehende Gefühl, ist in der That für einen Menschen von starker moralischer Reizbarkeit so niederschlagend, daß wir in keine geringe Versuchung gerathen, ihm zu seiner eigenen Ruhe mehr Kälte und Uebereinstimmung mit dem Volksgeist zu wünschen. Derjenige, welcher jedem Bedürfnisse seines Freundes bey der ersten Ahndung davon, zuvorkommt, erwartet natürlicher Weise, eine ähnliche zarte Behandlung; er will dem correspondirenden Gefühl alles, der Forderung nichts verdanken; er vermeidet es gern, die Freyheit und mit ihr das



Lohnende, dem andern zu rauben; und wenn nun, — was sehr häufig der Fall ist, — dieses zarte Gefühl keinen Einklang findet, dann führt dieß auf den Verdacht des Mangels an Theilnahme, der nur durch die Ueberzeugung, daß der andere bloß gröber empfindet, gehoben werden könnte; zieht sich, weil er nicht verstanden wird, in sich selbst zurück, und gehet so, mitten unter Menschen, einsam. Gewöhnlich sind Menschenhaß und Unzufriedenheit mit der Welt, die letzten Güter, welche seine, vielleicht falsch geleitete Liebe zum Guten eintauschet. Wem es unter solchen Verhältnissen noch so gut wird, sich ohne Nachtheil seiner Erhaltung von der wirklichen Welt los reißen, und seine eigene um sich her schaffen zu können, — und nur wenige haben den Muth, sich durch die Brandungen



der Leidenschaften durchzuschlagen,  
und in den letzten sicheren Ha-  
fen — er heist Resignation —  
einzulaufen, der gehört zu der klei-  
nen Zahl der Glücklichen, welche  
ihre eigene Ruhe retten, da sie das  
Beste der Brüder aufzugeben genö-  
thiget sind.

---



Alle Triebe der Natur, selbst die nicht ganz abgerechnet, welche in den Treibhäusern der Kunst erzogen, sich fälschlich zu ihnen gesellt haben, sind Quellen der Glückseligkeit, so lange ihrem ruhigen Strome kein Gesetz eine Schleuse legt. Sie hemmen, heist ihre Kräfte zu gewaltsamen Ausschweifungen auffordern, und wo diese unmöglich sind, da tragen sie kein Bedenken, ihr eigenes Bett zu zerstören. Diese vielleicht allgemein als richtig anerkannte Wahrheit ist noch weit entfernt, bey der Gesetzgebung die Aufmerksamkeit zu finden, welche sie verdienet. Der Geschlechtstrieb, er mag in der groben Gestalt der thierischen Natur erscheinen, oder in das feine Gewebe der platonischen Schwärmerey ge-



hüllt, den stolzeren Geist hintergehen, gehört unstreitig zu den vorzüglichsten Mitteln, das Leben zu versüßen; und wenn Staatsverhältnisse es nothwendig machen, seine Ausbrüche zu begrenzen, so ist wenigstens so viel gewiß, daß eine solche Operation die äußerste Behutsamkeit erfordert.

Es war von je her ein eigenthümlicher Zug der Menschen, bey der Ausführung ihrer willkürlichen, der Natur entgegen strebenden Plane, die Hindernisse, welche diese ihnen in den Weg legt, durch das Ansehen der Gottheit heben zu wollen; und es ist daher von keiner guten Vorbedeutung, daß man sie auch mit diesem Zweig der bürgerlichen Polizey beschenkt hat. Das heißt das höchste Wesen herabwürdigen, wenn man es da, wo die milde Natur einem Theile ihrer Bestimmung entgegen strebt,



gleichsam als ein Schreckbild aufstellt, um den Schwarm der Genußgierigen zu verscheuchen. Es ist die Schuld des Staats, daß die Natur ihre Kräfte zweckwidrig vergeuden muß, und vergebene Mühe, die Gerechtigkeit gegen die unvermeidlichen Ausbrüche desselben zu bewaffnen, so lange die Dunkelheit noch willig ihren Schleyer darüber verbreitet. Was diese einmal in Schutz genommen hat, das gibt sie nur dem freyen Willen, oder dem Lichte zurück. Jener aber liegt an dem Gefühl der zurückgehaltenen Kraft gebunden, und die Nacht läßt sich mit ihren gesammelten Vergehungen nie von der Sonne belauschen. Alle Versuche der Paedagogen, die Jugend in großen Erziehungsanstalten, wo gewisse Begriffe und Neigungen einmahl einheimisch geworden sind, gegen künstliche Entkräftung zu sichern, schei-



tern an der Klippe der Ohnmacht. Nur die Unschuld kann, wenigstens bis zu einem gewissen Alter, wenn ununterbrochene Thätigkeit ihr zur Seite geht, dagegen bewahret werden. Aber sind unsere Bürger wohl von der Art, daß sie den Erziehungsanstalten viele unschuldige Kinder zu überliefern vermögen? Und ist nur einer unter diesen so unglücklich, das Mittel zur Selbstschwächung gefunden zu haben, welches Auge ist da hell genug, seiner nächtlichen Ausbreitung Grenzen zu setzen.

Die Zeiten sind für uns vorüber, wo die Liebe noch das Recht besaß, glückliche Ehen zu schließen. Sie hat es dem Bedürfnis der Pflege, und dem Durste nach Reichthum abtreten müssen; und wem kann es entgehen, wie grausam sie sich deshalb gerächt hat. Die Nothwendigkeit, sich da früh schon los zu reißen, wo das Herz,



das ganze Leben hindurch so gern verweilt hätte, und seine Empfindungen an Sprünge zu gewöhnen, raubte schon so manchem die Fähigkeit, sich zu fixiren, und durch *einen* Gegenstand anhaltend glücklich zu seyn. Dieses Bewußtseyn der Unstätigkeit läßt meisten Theils die Söhne der conventionellen Welt dann, wenn sie nach einer ziemlichen Abkühlung ihrer Sinne endlich an eine eheliche, — wie sie gewöhnlich genannt wird — *solide* Verbindung zu denken berechtigt sind, vor den sanften Fesseln der Liebe, wie vor Slavenketten zurückbeben, und nur noch die Rücksicht auf ein einsames schwächliches Alter kann sie vermögen, ihren Nacken in das Joch der Ehe zu beugen, und ihre Freyheit gegen eine Pflegerinn zu vertauschen. So arm haben wir uns selbst gemacht! Gibts wohl eine größere Seligkeit als die, welche uns



die Liebe gewährt? Doch wir sind ja entschädigt. Haben wir nicht etwa den beträchtlichen Vorzug einer verfeinert kranken Natur gegen jene einfache Menschengattung, und eine ungemeine Empfindlichkeit für jede Zugluft eingetauscht, und sieht die kalte Kraftlosigkeit unserer zarten Söhne nicht einer weisen Solidität, so wunderbar ähnlich? O dieser frühen Weisheit! Wer kann sich des Mit-  
leids erwehren??



Bey einigen Völkern ist es eine sehr gewöhnliche Erscheinung, alle ihre Handlungen von den Gesetzen des Anstandes ausgehen zu sehen. Die natürliche Folge davon ist ein geschärfter Sinn für Form, und eine Gleichgültigkeit gegen Masse. So gehören Artigkeit und Sittsamkeit zu den ersten Forderungen der Aeltern an ihre Kinder. Durch die Erfüllung derselben glauben sie der Natur einen Vorsprung abgewonnen zu haben, indem das Kind dadurch, ehe es noch weiß, was Anstand ist, schon das Ansehen der Sittlichkeit erhält. Auch die Lieblinge der Natur gelangen auf ihrer Spur zu dem so sehr beliebten gefälligen Aeufsern, aber nur erst, nachdem sie in Verbindung eines offenen biden Herzens sich die Fähig-



keit erworben haben, die feinsten Nuancen von Recht und Unrecht zu unterscheiden, und der Wunsch erst bey ihnen rege geworden ist, sich die Geneigtheit ihrer Nebenmenschen zu verschaffen. Dem gewöhnlichen Menschen scheint dieser Weg zu langwierig zu seyn. Vielleicht, daß es ihm selbst nur selten einfällt, über Recht und Unrecht nachzudenken. Und wozu bedarf er das auch? Ists nicht genug, zu wissen, daß diese oder jene Handlung von den Gesetzen, oder der übeln Nachrede gebilliget oder geahndet wird! Und verschafft ihm diese Kenntniß nicht etwa seine Erfahrung? Trauet er sich ja die Schlaugigkeit nicht zu, ihren Wächtern zu entgehen, oder fehlt es ihm an Ansehen, ihnen ungescheut trotzen zu können, nun so berechnet er Gewinn und Verlust, und wo diese Puncte nicht in Betracht



kommen, da zählt er seine Höflichkeitsformeln her, sucht ihnen durch die Geschmeidigkeit seiner Maschine, welche er seinem vorzüglichsten, best besoldetsten Lehrer, dem Tanzmeister verdankt, eine gewisse Uebereinstimmung mit seinem Selbst — das bey ihm der Körper mit so vielem Rechte ausschliessend repräsentirt — zu verschaffen, und wer darf es ihm nun wehren, in die Reihe der Sittlichen zuversichtlich einzutreten. Hat er sich noch oben drein mit den feineren Gesetzen der Anstandspolitik, als da sind:

durch häufige Bewegung des Körpers einen lebhaften, grossen Geist vermuthen zu lassen;

durch vieles Sprechen in Gesellschaften dem Verdacht der Einfalt oder der Unwissenheit bey Zeiten zuvor zu kommen, über jedes Nichts mit Lebhaftigkeit viel zu sprechen,



und wo möglich, die erfahrensten Männer — was einem Narren immer sehr leicht wird — zum staunenden Schweigen zu bringen;

bey den unbedeutendsten Vorfällen in Extase zu gerathen, um auch sein feines Gefühl durchblitzen zu lassen; — hat er sich damit hinlänglich bekannt gemacht, ja so glänzt er der ganzen übrigen Jugend als ein Muster der Ausbildung vor. Der bescheidene Denker sieht sich genöthigt, um nicht jeden Anspruch an guten Geschmack aufzugeben, die Wahrheit, dafs es Thorheit ist, einen rohen Stein, ehe ihm noch der Meister nach den Gesetzen des vollkommensten Gliederbaues die richtige Form gegeben hat, zu glätten, höchstens seinem stummen Nachdenken anzuvertrauen. Es ist nicht zu läugnen, dafs die äufsere Sittlichkeit eines Volks, wenn sie der Natur an-



gemessen, also von den Vorschriften des Rechts und Unrechts abstrahirt ist, der Bildung der Jugend zu Hülfe kommt, und dem Auge eine schnellere Reife verspricht, aber es ist äußerst gewagt, die Bahn, auf welcher man zu der natürlichen Sittlichkeit gelanget ist, zu verlassen, und diese als ein in sich selbst gegründetes Wesen der Macht der Zeit auszusetzen. Es gehört einmahl zu der Natur dieser letzteren, alles, was nicht Selbstständigkeit hat, schnell ihrem Wechsel zu unterwerfen; und wie dürfte der Geschmack im geselligen Betragen, welcher getrennt von seiner wahren Abstammung für die Art seines Seyns keinen andern Grund aufzuweisen hat, als daß er einmal so und nicht anders ist, wie dürfte er dem Wechsel der Dinge sich entziehen wollen! Ist diese Wahrheit aber erwiesen, was könnte uns da



wohl noch verleiten, die ganze Art unseres bürgerlichen Seyns, und die Summe unserer Vergnügungen — auch sie werden von den Gesetzen des Anstandes vorgeschrieben — einem so äufserst schwankenden und despotischen Richter zu überlassen?

Ueberhaupt weiß ich mir die Gleichgültigkeit nicht zu erklären, welche die Vormünder des Volks bisher gegen die Art, sich zu vergnügen, bewiesen haben. Alles übrige, was dem Menschen wichtig war, oder doch seyn sollte, hat sich von Zeit zu Zeit der Kritik unterwerfen müssen; nur die Art, sich zu ergötzen, hat man den Taschenspielern, Gauklern und Tabagisten anvertrauet. — Die mehresten derselben bestehen entweder in einem müßigen Gaffen, oder sie verlieren sich in unsern Magen, oder sie sind von der Art, daß Gewinn oder Verlust unsern Geist



dem leidenschaftlichsten Spiele von Furcht und Hoffnung unterwerfen. Wo schon Anstrengung der Kräfte erfordert wird, — den Tanz abgerechnet; er gibt noch manchem Mädchen die Hoffnung, von den erhitzteren Sinnen der, nur ihre Bequemlichkeit liebenden Söhne, ein Etablissement zu erhalten, — das sieht der schwere Deutsche für Arbeit an, warnet wohl gar seine Kinder davor, als vor einer Gelegenheit, sich zu echauffiren und Schaden zu nehmen; statt dafs er bemüht seyn sollte, ihnen durch jede körperliche Fertigkeit den Freudengenuss der biegsamen Jugend zu erhalten, und sie gegen die Steifheit des Alters, die der hüpfenden, Bewegung liebenden Freude so sehr zuwider ist, so lange als möglich zu bewahren. Kann es z. B. ein schuldloseres, unsrer Ausbildung zweckmäfsigeres Vergnügen geben,



als das Ballspiel? und — sollte man es glauben! — an einem Orte, wo zwey Mahl hundert Tausend Menschen so gierig nach Vergnügen geizen, hat der Anstand noch Mühe, es den Gassenjungen, höchstens einigen jüngeren, nicht all zu vornehmen Bürgerknaben zu verzeihen. Was sonst dieser Art der Ergötzung noch nicht abgestorben ist, muß wenigstens das Verborgene suchen. Alles übrige schlendert mit der Miene des weisen überreifen Alters in sittlicher steifer Unthätigkeit einher, gafft nach Bewunderung seiner modischen Tracht, oder sucht das Gefühl der Kraft in dem Schlamme böser stiller Lüste zu ersticken. Aber wer wollte es auch diesen artigen Jünglingen zumuthen, mit einer derangirten Frisur — vielleicht der vollkommenste Theil ihres ganzen Hauptes, — unter vernünftigen Menschen sich wieder



sehen zu lassen, oder irgend etwas zu thun, was von den, ihrem Stande zugebilligten sittlichen Thorheiten verdammt, ihre *bessere* Abkunft unkenntlich machen könnte. Die ängstliche Sorge, ja nichts zu unternehmen, wodurch man weniger scheinen möchte, als man zu seyn sich einbildet, sichtet so äusserst delicat, daß am Ende nichts bleibt, als ein nur von sich eingenommenes, also leeres Geschöpf.

Es lohnte vielleicht die Mühe, der Natur mehr und mehr die geheimen Wege abzulauern, auf welchen der Mensch, zuweilen ganz unvermuthet, zu einer frohen Stimmung gelanget, und von dieser Kenntniß geleitet, die Art der Volksvergönungen zu veredeln. Man sang und tanzte unstreitig zuerst, weil man froh war; man tanzt oft wieder, um froh zu werden.



Zwar erreicht man nicht immer seinen Zweck, aber das ist nicht die Schuld der Mittel. Manches Herz ist schon so vergällt, ist so sehr der Tummelplatz wilder unruhiger Leidenschaften, daß der sanfte Strahl der Freude viel zu schwach ist, die Wolken des Trübsinnes zu durchbrechen.



## ERAST. PHILEMON.

E. Wenn ich dich recht verstehe, so verlangst du, daß jeder Mensch mit Uebergangung aller kirchlichen Vorschriften, allein *seiner* Vernunft folge: dieß scheint mir eine sehr gefährliche Meinung zu seyn. Nicht eines jeden Vernunft ist vernünftig, ja man dürfte vielleicht nur selten einen Menschen finden, dessen Vernunft überall die richtige ist, mithin würden die subjectiven Bestimmungsgründe des Menschen, Irrthümer nothwendig machen, und defshalb auch rechtfertigen. Was würde da aus der Wahrheit werden, wenn sie in so ungewissen Händen gewürdigt würde?



P. Ich bin dir für diesen Einwand verbunden. Er gibt mir Veranlassung, einer Mißdeutung vorzubeugen, die in der Folge keinen Anstand genommen haben würde, über mich den Stab zu brechen.

Wenn wir ein Volk zu den Quellen verfolgen, woraus es die Bestimmungsgründe seines Verhaltens zu schöpfen pflegt, so finden wir am Ende allgemein geltende Meinungen, die durch irgend einen historischen Grund ihre Gültigkeit übersprungen, und eben durch jene Nebenbestimmung sich zur Würde eines Volksgesetzes hinauf geschwungen haben. Nicht die innere Güte solcher Meinungen ist es, welche ihnen Haltung gibt, sondern ihr historisches Gewand. Gewöhnlich schließt sich solche Meinung an eine Wunderbarkeit an, zu deren gefälligen Aufnahme das Menschengeschlecht von jeher sich so



bereitwillig bezeigt hat. Von diesem Wunder ist zu der Vermuthung, daß die Hand eines höhern Wesens im Spiele sey, nur noch ein Schritt, und wessen Stolze sollte es nicht schmeicheln, die Gottheit um sich bekümmert zu wissen? Solche Meinungen, tief gewurzelt im Volksgeist, das Haupt an eine Gottheit gelehnt, stehen Jahrtausende, und halten eifersüchtige Wache über den Schlaf der Vernunft.

E. Wo anders als in dem *Aufserordentlichen*, erkennen wir denn so deutlich der Allmacht Finger? und sollte es für Stolz gelten, ihre Winke zu verstehen?

P. Aufserordentlich, dünkte ich, wäre alles, was uns umgibt, und in so fern wir durch *Erkennung desselben*, die Absicht des Schöpfers gewahr werden, schöpfen wir freylich seinen Willen aus dem Aufserordent-



lichen, aber untersuche selbst, ob der Mensch nicht geneigter ist, das Erkennbare nicht erkennen zu wollen, sondern sich immer an dem zu halten, was für ihn dunkel ist; und glaubst du, daß diese Dunkelheit so geschickt ist, die Wahrheit sichtbar zu machen? Schliesse deine Augen, sogleich schwingt sich die Einbildungskraft auf ihren Thron, streut farbige Goldkörner, läßt Drachen vorüber ziehen, Engel winken. Einem Kinde, wenn gleich mit grauen Haaren, ist dieser Zustand behagend. Es sitzt in einem Schauspiel, läßt die Scenen nach Willkür wechseln, ihn kümmert weder Ordnung noch Wahrheit. Wer wollte aber auch in diesem regellosen Vorstellungsgewühl den Willen des Schöpfers erkennen? Und ist es mit dem Wunderbaren, in so fern wir das Unerklärbare darunter verstehen, nicht derselbe Fall?



Die ungewisse Vernunft zieht sich da bescheiden zurück, und überläßt es der blinden Einbildungskraft, sich durch ausschweifende Schöpfung zu ergötzen. Wie muß der Gott seyn, den diese hier erkennt! und war es nicht das Wunderbare, das uns die Religion bilden half?

Weit entfernt, daß der fast bey jedem Volk anzutreffende schmeichelhafte Ursprung solcher Meinungen durch ihren inneren Gehalt, der bey weitem nicht immer für die Volksglückseligkeit so ergiebig ist, als eine so edle Abkunft es wohl erwarten ließe, ihren Anhängern verdächtig werden sollte, hat vielmehr das Gefühl ihrer Blöße, vielleicht auch eine dunkle Ahndung, daß man keine reine Sache führe, jedes Nachdenken über die Zweckmäßigkeit derselben als sündlich vorgestellt, und sich dadurch auf immer



der Kultur des Verstandes begeben. Die Verschiedenheit solcher, verschiedenen Völkern ausschliessend zugehörenden, oft gegen einander im Widerspruch stehenden Meinungen, und der Steifsinn, mit welchem jede Nation sich den alleinigen Besitz echter Offenbarungsquellen zuschreibt, machen uns ungewiss, welches von ihnen denn als das eigentlich begünstigte anzusehen sey; so wie auf der andern Seite sie aufser Zweifel setzen, daß sie nicht alle von einem gleichartigen Wesen dictirt seyn können. Daß es eine Blasphemie ist, von der Gerechtigkeit selbst zu behaupten, daß sie das eine Volk durch wohlthätige Offenbarung erheben, und das andere, durch falsche Vorstellungen misleiten, oder doch durch gänzlichen Mangel an Aufmerksamkeit in Irrthum beharren lassen werde, fällt nur wenigen ein. Zur Abwen-



dung dieses Vorwurfs, glaubt jene hohe Meinung von sich selbst, alles gethan zu haben, wenn sie die übrigen Völker der echten Offenbarung für unfähig erklärt, ohne zu bedenken, daß man gar nicht unreif genug seyn kann, um von der Wunderbarkeit Gesetze anzunehmen. Es gehört schon ein denkender, gebildeter Kopf dazu, wenn er bey der ersten, ihm unerklärbaren Erscheinung, nicht gleich auf übernatürliche Ursachen schliessen, und durch solche bescheidene Zweifel, den Finger der vermeintlichen unmittelbaren Vorsehung verkennen soll. Und in der That, es ist eine der thörichtsten Grillen unsers Geschlechts, wenn wir uns durchaus nicht überzeugen wollen, daß Gott seinen Willen durch die, jedem Menschen vor Augen liegende Natur habe offenbaren wollen, da wir doch längst sollten eingesehen haben,



dafs er zu allen Zwecken sich der einfachsten Mittel bedient. Sollte es wirklich in den Plan der Vorsehung gehören, dem Menschengeschlechte durch unmittelbare Einwirkung Wahrheiten zuzuführen, die für seine Glückseligkeit nothwendig sind, so war es wenigstens eine mit ihrer Weisheit ganz unvereinbarliche Grausamkeit, uns das Criterium zu verschweigen, vor dem der Betrieger die Maske abzieht, der Schwärmer über sein eigenes Feuer, das ihn zu weit über sich selbst erhob, erblafst; mit einem Wort, ein Kennzeichen, das uns beym ersten Anblick sagt: hier ist Gottes Stimme. Die *gute Sache*, meinst du? Ja, wer sieht, wer kann die sehen? Der Glaube wirbt leider nur Blinde.

Das Wunder!

Was ist uns auch nicht alles Wunder, und wer zeichnet uns die Gren-



zen der Naturkräfte. Eben in der Unkunde derselben, liegt der Grund der nothwendigen Mißdeutung aller unbekannten Erscheinungen, und sie macht es uns begreiflich, warum die Jugendgeschichte eines jeden Volks sich mit so merkwürdigen Legenden anheben muß. Die Art, wie Jupiter um seine Donnerkeile gekommen ist, scheint noch nicht allen die Augen geöffnet zu haben. Wer von uns fühlt nicht die Möglichkeit der Gefahr, welcher die Auslegung solcher göttlicher Winke unterworfen ist, wenn auch die Geschichte uns hierüber nicht hinlänglich belehrte. Wenn der Indianer am Ganges, in der sterbenden Hand den Kuhschwanz, von ihm allein mit Zuversicht den Himmel erwartet, so lächelt der Christ, und freuet sich des besseren Brotes. Im Dunkel der heiligen Nacht würgt der Rechtgläubige im Nahmen Gottes die



Ketzer, damit seine Seele im Preise steige; und die Sonne erröthet noch immer über das Blut der ihr geopfer-ten Peruvianer. Die Pest, mit allen ihren Qualen, mag sich ihrer Ohnmacht schämen, wenn sie mit dem Fanatismus die Leichen zählt. Jene mußte selbst würgen, wenn dieser Menschen gegen Menschen führte.

So handelt der Mensch, Betrieger oder Betrogener, immer im Geist jener Grundmeinungen, die einmal in das eigene Seyn dieses oder jenes Volks verwebt sind. Wenn das, was Norm und Grundzug unseres Verhaltens seyn soll, ein heiliger Nimbus umstrahlt, ists da Wunder, daß ein blödsichtiges Volk, das weder sehen kann, noch darf, diesen Schein, statt der Wahrheit, ins Auge faßt?

Es erfordert unstreitig freyen Beobachtungsgeist, um den allmählich steigenden Gang der Natur bey



der Ausbildung unseres Geschlechts gewahr zu werden, und diese Spur verfehlen, heist uns geneigt machen, lieber von Wundern mühelose Hülfe zu erwarten, als in dem Geleise der Ordnung, unserer Entwicklung ruhig entgegen zu gehen.

Schon in der Natur der Regel, der Richtschnur, liegt die Nothwendigkeit des Einfachen. In einem künstlichen Gewebe ist schwer, den Faden zu verfolgen, und leicht, zu irren. Die Grundlinien für unser Verhalten müssen *gerade*, und das Ziel, *sichtbar* seyn. Der Mensch muß wissen, *was* er verliert, wenn er die Bahn verläßt, auch, daß er *unwiederbringlich* verliert. Freylich setzt die Erkenntniß dieses Verlustes, richtige Schätzung seiner Selbst, und die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit seiner innern Vollkommenheit, als Bedingung zur Glückselig-



keit voraus, die allein im Stande ist, den aus der Vernunft gehobenen moralischen Wahrheiten intensive Stärke genug zu geben, um die extensive der historischen Bestimmungsgründe zu überwiegen, und ihre Entbehrlichkeit so wohl, als die Schädlichkeit derselben gleich stark einsehen zu lassen. Auf einen blauen luftigen Himmel los steuern, und hinter demselben goldene Berge, harmonische Chöre und Freude die Fülle als Praemien der Einfalt ahnden lassen, heisst mit den Schwächen der Menschen ein unedeles Spiel spielen, die Grundpfeiler der Moral von unserer Natur ablösen, um sie an einen ungewissen Himmel zu ketten. So lange jenes Ziel von der Einbildungskraft bestimmt wird, muß einem jeden Schwärmer frey stehen, dasselbe zu verrücken und zu ändern. Ist nun dieses Ziel *willkürlich, unabhängig*



von unserer jetzigen Natur, was verliert er da? und wenn er verliert, so liegt vielleicht selbst in diesem Verluste Gewinn. In dem Gefühl seiner steigenden Verderbtheit, dünkt es ihn, anständiger zu seyn, nicht auf eigenen Werth, sondern durch die Gnade des Höchsten, — ein Begriff, der einen zu verhafsten Ursprung hat, und zu sehr auf die Ohnmacht unseres Verstandes zurück weis't, als daß wir ihn der Gottheit beylegen sollten — die er sich als ewig und grenzenlos denkt, schöner zu ernten, und selbst durch das Bekenntniß seiner Ohnmacht, die Allmacht schmeichelnd zu erhöhen. Solch ein bescheidner Sünder verliert alles, um alles auf einmahl zu gewinnen, und er hat recht, wenn außer den natürlichen Folgen seiner Handlungen, als Modificationen seines fortgesetzten Seyns, die ihm der Aufmerksamkeit



kaum werth scheinen, noch etwas höheres zu gewinnen steht. Aber eben dieser Zusammenhang, glaubst du, daß er die Zukunft gewinnen läßt, wo die Gegenwart verloren geht? Das liegt nun einmal außer seinem Gesichtskreise, daß er nichts höheres gewinnen oder verlieren kann, *als sich selbst*; — daß er eben deshalb der Zukunft Herr ist, wenn es anders für ihn eine gibt; daß die Natur von je her weit mehr zum Genuß dargebothen, und auch künftig darbiethen wird, als wir genießen mögen, und daß wir jene Sorge dieser guten Mutter getrost überlassen können, und allein dahin zu sehen haben, — *uns die Empfänglichkeit für diese Freuden zu verschaffen und zu erhalten*. Wenn also eine zu geringe Achtsamkeit auf uns selbst so viele Sinne aussterben läßt, ists da noch Wunder, daß wir



die Ursachen dieses Darbens in dem Mangel der Mittel zur Glückseligkeit vermuthen, und von dem Reichthum eines zukünftigen Lebens überspannte Ideen fassen? Und ist nicht mehr als wahrscheinlich, daß wir bey dieser willkürlich verminderten Empfänglichkeit, welche, ohne der Natur und unserer Freyheit Gewalt zu thun, selbst die Allmacht vielleicht nicht heben kann, in jenem Himmel, wenn er auch wirklich noch, wie ich gern glaube, das reiche Gemählde einer erhitzten Phantasie weit überreffen sollte, eine ähnliche Leere, eine ähnliche Armuth empfinden werden? Dürfte nicht vielleicht das unnatürliche *Hinaufziehen* unserer Augen, uns jede Stufe neuer Zukunft, ungesehen, ungenützt überschreiten lassen? Das edelste, was die Gottheit dem Menschen schenken konnte, war das Vorrecht, zu *seyn* oder zu



*werden*, was er den Kräften der Natur nach, *wollen konnte*, ohne seyn zu müssen, was er nicht ist.

Wenn wirklich diese Welt die Pflanzschule einer andern ist, wenn unser Hierseyn nur Vorbereitung zu einer höhern Glückseligkeit seyn soll, so kann doch diese Vorbereitung wahrlich nicht im Kreise speculativer Träume ihre Vollendung erreichen. Die Frage bleibt immer, was fordern, und gewähren die Dinge, mit welchen wir durch unser Daseyn in Zusammenhang gesetzt sind? Was haben wir zu thun, um keine dieser Anforderungen unbefriedigt zu lassen? Und wenn diese gewissenhaft geführte Rechnung nicht Belege unseres Lebens hier nieden, und die gültigste Verschreibung neuer glücklicher Zukunft ist, dann hätte der Mensch den sonderbarsten Triumph, die Natur einer Lüge zu zeihen, und



die Scene mit dem stolzen Lächeln über eine unedel durchgeführte Farce zu enden.

Die Gesetze, nach welchen eine Uhr die Zeit mißt, sind so wie diejenigen, nach welchen sie selbst behandelt seyn will, vollkommen in ihr enthalten. Wenn sie also mit Denkkraft begabt, selbst bestimmen wollte, was sie thun und fordern kann, so würde sie nicht den Flug der Vögel, nicht den Lauf der Gestirne, auch nicht die unerkennbare Natur des höchsten Wesens erforschen dürfen; bloß eine sorgfältige Beobachtung ihres Innern, würde diese Berechnung ohne Mühe vollenden.

Das Uhrwerk der Natur des Menschen erkennen wir in jedem Individuo, die Summe derselben führt das Ganze zur Einheit, von welcher der einzelne Mensch Representant ist. Sein Angesicht ist das Zifferblatt,



—  
seine Veränderungen die Zeiger seiner Gedanken und Gefühle. Der Geist dieser Maschine, die Fähigkeit zu denken, das Wahre vom Falschen, das Nützliche vom Schädlichen zu trennen, verweis't uns bey der Frage, was wir sollen oder nicht sollen, auf uns selbst zurück, so wie die frühere Frage, ob wir etwas sollen, nur von unserer eigenen Glückseligkeit aufgeworfen und beantwortet werden kann. Der genaue Zusammenhang unserer Glückseligkeit, mit der Glückseligkeit unserer Brüder — denn jeder frohe Genuß sehnt sich nach Mittheilung, welche das gesellschaftliche Leben voraus setzt — entwickelt uns die Summe der Verbindlichkeiten, die wir gegen andere, und gegen uns selbst haben, und das Bewußtseyn unseres glücklichen Daseyns, verbunden mit dem Resultat unbewusster Analogien, dem Gefühl der Noth-



wendigkeit eines höhern Wesens, macht es einem unverdorbenen Herzen zum Bedürfnis, dem großen Gott sein Glück zu gestehen, und ihm freudig zu danken.

Die Einheit der Menschennatur führt uns also zu Wahrheiten, welche von ihr selbst abgezogen, derselben durchaus homogen seyn müssen. Das Mittel, sie zu erkennen, ist die Vernunft. Diese ward jedem zu Theil, und auf sie ist das Menschengeschlecht angewiesen. Sie schlingt um dasselbe ein schönes Band, sie nur öffnet die Thore des Friedens, und in ihrem Bunde mögen die Grenzlinien verwittern, welche Meinungen zwischen Menschen zogen. Jedes andere Band, das sich auf Thatfachen gründet, ist den Gebrechen der Geschichte unterworfen, erfordert Glauben, verstattet also auch Zweifel, und kann deshalb niemals nach



allgemeiner Gültigkeit streben, ohne der Freyheit der Seele in den Weg zu treten.

Selbst die Wahrheiten der Vernunft, wenn sie aus der Geschichte entlehnt worden sind, dürfen sich auf diese nicht anders, als auf ein Mittel, das zur Erkennung derselben Gelegenheit gegeben, berufen; ihr Daseyn selbst war älter als die Geschichte, und dieses Mittel festhalten, heisst, das Gerüst an einem Gebäude defshalb nicht niederreißen, damit es jedem anschaulich werde, dafs es erbaut ist; das Haus selbst soll nicht hinreichen, sein Daseyn zu beweisen, wir wollen es lieber ahnden als sehen.

Sollte es indessen einem Volke gelingen, statt der vielseitigen historischen Bestimmungsgründe für das Verhalten seiner Glieder, eine Summe reiner Vernunftwahrheiten in Um-



lauf zu bringen, und diesen die Autorität zu verschaffen, welche der Glaube sich immer zur Bedingung macht — denn von vielen, das ist nicht zu leugnen, werden auch sie mehr geglaubt als gefast werden — so würde der Gewinn für eine solche Gesellschaft unendlich groß seyn. Wer könnte aus reiner Quelle geschöpftes Wasser wohl absichtlich trüben? dahingegen nicht jeder chymische Kenntnisse genug besitzt, um trübes Wasser zu reinigen. Wo sollte die Natur den Schatten hernehmen, um, ihren eigenen Gesetzen entgegen, das Licht zu verdunkeln, welches eine einzige helle Grundidee über tausend Nebenideen verbreitet. Nun läge die Wahrheit nicht mehr in dem antiken Gewande einer, nicht jedem bekannten Geschichte, verhüllt. Wie oft traf der nach Wahrheit dürstende, nachdem er sich durch, alle



dazwischen liegende Jahrhunderte zur Quelle hindurch gearbeitet hatte, in Hoffnung endlicher Labung auf eine armselige Legende? und der Lohn seines Schweifses, — Falls sein Suchen nicht von der Art war, daß er das Gefundene finden wollte — waren vervielfältigte Zweifel. Und gesetzt, daß er die letzte Thatsache gefunden hätte, an welcher der Glaube seine Ahnentafel aufhängt; gesetzt auch, daß er selbst mehr nicht als der Betrogene war; welche Allmacht kann ihn überzeugen, daß die Geschichtschreiber durch ihre Sinne nicht hintergangen, oder bey der Darstellung einer Begebenheit, von ihren Empfindungen unvermerkt unterstützt wurden? wenn er auch Billigkeit genug besäße, sich von dem Verdacht einer beabsichtigten Umgestaltung derselben entfernt zu halten. Er weiß es ja, daß auch der



Geschichtschreiber nicht die Sache selbst, sondern nur *seine* Vorstellungen davon mittheilen kann.

Wenn dem nun so ist, wenn jede Zumuthung, eine historische Wahrheit für wahr zu halten, Kränkung der natürlichen Denkfreyheit ist: was hat alsdann der Glaube an eine religiöse Geschichtswahrheit für ein Recht, sich für jedes Zeitalter zum Volksglauben aufzuwerfen, und wenn er sich eine geraume Zeit auf dieser unverdienten Höhe gehalten hat, wie soll der Unwille bey denen unterdrückt und unschädlich gemacht werden, welcher, wenn sie gewahr werden, daß sie getäuscht wurden, daß man mehr verlangte, als man zu fordern berechtigt war, nothwendig bey ihnen entstehen mußte? Werden die unvermeidlich daraus entstehenden Spaltungen nicht in Feindschaften übergehen, und den Frieden stören?



Statt daß das ganze Menschengeschlecht in dem Glauben an die Vernunft — den einzigen nur möglichen Brennpunct für dasselbe — zu einer Familie heranwächs't, der Mensch dem Menschen wieder brüderlich die Hand reicht; naht sich in jenem Falle mißtrauisch ein Sectirer dem andern, weiß sich der Rechtgläubige viel damit, daß er den Geduldeten duldet, und was Wunder? daß unter solchen Umständen die Bruderliebe ganz vermisst wird, die so nöthig war, uns einer dem andern die Schmerzen, welche die Natur uns nicht erlassen konnte, durch Theilnahme zu erleichtern. Der leidende Kosmopolit, wenn er ausgeweint hat, findet nur noch im eigenen Busen Trost. Ueberall mißverstanden, gesellt er sich zur Einsamkeit, und nur zu oft kämpft sein großes Herz vergebens



gegen unbillige Geringschätzung seines Geschlechts.

Wie kann und soll aber auch ein Volk zur Wahrheit kommen, so lange seine Vormünder nur solche Meinungen aufrecht zu erhalten suchen, welche geschickt sind, ihre usurpirte Gewalt über dasselbe zu befestigen, und es niemand unter ihnen völliger Ernst ist, den Regenten über dem Vater zu vergessen. Wer mag den schrecklichen Vertrag vernichten, welcher die Mächtigen fast alle stillschweigends gegen die Ohnmacht des Volks verbindet? Galt es nicht etwa von je her für einen Meisterzug der Weisheit, dasselbe gerade mit Noth genug zu belasten, um es unter diesem Druck ein höheres Gut weder gewahr werden noch vermissen zu lassen. Die Frage: was frommt dem Menschen, wurde immer von der Frage:



was frommt dir selbst, erstickt.  
So liegen dann die Rechte des  
Volks tief verschüttet unter den  
Pallästen der Herrschsucht; Jahr-  
hunderte vielleicht geht die Sonne  
noch auf und unter, und ihr Strahl  
trifft sie nicht.

---



---

**ERAST. PHILEMON.**

---

E. Jetzt rückt der Zeitpunkt näher, liebster Philemon, der mich schon oft besorgt gemacht hat. Meine Kinder haben nun das Alter erreicht, wo sie einer genaueren Aufsicht bedürfen. Ich, gekettet an eine, ihrer Bestimmung fremde Pflicht, bin außer Stande, sie zu führen, und wenn dieß auch nicht wäre, ich habe dir ja längst gestanden, daß mir der feine Beobachtungsgeist, in Rücksicht auf Menschennatur, abgehet, um in allen Fällen genau bestimmen zu können, was ihnen zuträglich ist oder nicht. Die Natur wollte, daß ich ihre Kräfte



bloß nach ihrem Ertrage auf Gewinn und Verlust, berechnen sollte. Ich bin zufrieden mit diesem Standpunkte; auch er gehöret, als ein nothwendiges Glied, in die Kette der Dinge, und darum sehn' ich mich nach einem Manne, der mich hierin vertritt. Aber wo und wen soll ich wählen? Um den Werth eines Menschen zu bestimmen, muß man *seinen* Werth selbst zum mindesten, erreicht haben, und darf ich bey dieser Ueberzeugung die Wahl wohl *meinem* Urtheile überlassen? Nenne mir, darum bitt' ich dich, die Merkmale, woran ich den erkenne, welcher mir frommet.

P. Ich wünschte, meine Bereitwilligkeit hierzu, dir so deutlich machen zu können, als meine Ohnmacht. Seit dem die Kunst die Wahrheit aus uns verdrengt hat, die Originalität des Menschen der Noth-



wendigkeit, sich in jede Falte zu werfen, von jeder Eigenschaft den Schein an sich zu tragen, hat weichen müssen, seit dem lesen wir auf den meisten Gesichtern wenig mehr, als dafs nichts darauf zu lesen ist. Seine Handlungen meinst du? Wohl wahr! aber wer kann und wird seinem Charakter gemäfs handeln, so lange er noch fürchten mufs, auch nur von einem Auge beobachtet zu werden. Der Narr ist es freylich nicht, welcher uns Mühe macht; denn der handelt gerade so, um als ein solcher erkannt zu seyn, und für diese zukommende Offenheit sind wir ihm allerdings Dank schuldig; aber wie willst du den Listigen von dem Edlen unterscheiden? Und ob ich dir die Züge vorzeichnete, wird auch deiner Kenntnifs eine grofse Wahl bleiben? Es ist leider! einmal in unsrer Verfassung gegründet, diesen Theil der



Paedagogik blofs als eine Vorkammer der Theologie zu betrachten; und wie hätte es fehlen sollen, dafs ihr unbärtiger Congress nicht alle Schwächen jener Localität an sich genommen hätte. Ohne Sinn für das Grofse und Edle dieser Beschäftigung, zum öftern selbst noch weniger als unerzogen, sehen diese Jünglinge die Lehrstuben als ein Schilderhaus an, wo man untertritt, so lange es regnet, um bey heiterem Himmel in eine glücklichere Zone über zu gehen. Kann man billiger Weise von ihnen verlangen, dafs sie, zu fremden Zwecken bestimmt, sich darauf einlassen sollen, mit der ganzen Macht ihres guten Willens sich in eine — wie sie glauben — fremde Sphäre zu werfen, und die Zeit, welcher sie so sehr bedürfen, die gesammelten Brotkenntnisse bis zum Tage der Ernte zusammen zu halten, zum



Besten der Zöglinge auf Kosten ihres künftigen Glücks zu verlieren? Dafs diese Art der Beschäftigung ganz eigentlich dazu beytragen könnte, ihnen begreiflich zu machen, wie der Mensch behandelt seyn will, was sie künftig einmahl von ihm fordern können oder nicht, das fällt so leicht nicht in ihren Gesichtskreis. Dürftigkeit, und der von Jugend auf geschärfte Sinn für Gewinn, haben ihn schon gelehrt, in seiner officiellen Bestimmung blofs das Mittel zum Seyn, zu erkennen, und er ist klug genug, dieses Mittel nie zum Nachtheil seines besseren Seyns zu erschweren. Doch über Fehler zu raisonniren, welche einmal so wesentlich in unserer gesellschaftlichen Verfassung gegründet sind, ohne Hoffnung, sie heben zu können, würde überflüssiges Geschwätz seyn. Wir



müssen die Menschen nun schon so nehmen, wie sie sind.

Das erste Erforderniß für einen Erzieher ist nach meinem Urtheile, *körperliche Gesundheit*. Ohne diese ist er zu jedem Zwecke, vorzüglich aber zum Erzieher untauglich. Er muß noch Lebenskraft genug besitzen, um sich ganz in die frohe thätige Seele des Kindes hinein zu denken, in dieses Frohgefühl einstimmen, und an selbiges den Faden seines Unterrichts anknüpfen. Wehe ihm und dem Zöglinge, wenn das unschuldige Lächeln des Kindes ihn nicht mit der ganzen Welt ausföhnet, wenn das sanfte trauliche Anschmiegen desselben, ihn nicht all das Frohgefühl empfinden läßt, dessen eine offene unverdorbene Seele fähig ist. Es ist ein so himmlisches Gefühl, von seinen Nebenmenschen sich wohl gelitten zu wissen, und wenn dieser



Mensch ein schuldloses sanftes Kind ist, wer nennt mir eine gröfsere Seligkeit? Einem übellaunigen Menschen naht sich der Zögling nur schüchtern, seine Empfindungen sind zu sehr von den Empfindungen desselben verschieden, als dafs er bey seinem Unternehmen der Billigung oder doch der sanften Schonung gewifs seyn sollte.

Das zweyte, was ich in dem Führer deiner Kinder zu entdecken wünsche, ist ein guter Vorrath von Kenntnissen.

E. Diefs halte ich für weniger nöthig, weil mein Plan gar nicht der ist, grofse Gelehrte aus ihnen zu machen, wenn sie nur rechtschaffene, brauchbare und glückliche Menschen werden, so sind alle meine Wünsche erfüllet.

P. Das ists gerade, was auch ich dabey beabsichtige. Der Lehrer



soll nicht *viel wissen*, um den Kindern *viel beyzubringen*, sondern, um zu wissen, was er sie alles *nicht lehren* soll. Wenn der Unterricht des Kindes mit der Kenntniss der Natur, die zunächst vor ihm liegt, und ihren Erscheinungen anfinge; es würde vieles, was es sonst so mühsam einernget, sehr glücklich entbehren können. Das Gebieth unsers Wissens erweitert sich in der Folge von selbst, so bald der Beobachtungsgeist mit ganz richtigen Grundwahrheiten ausgestattet ist; denn eben durch zweckwidrige Leitung unserer Kräfte werden wir genöthiget, in der Folge so vieles zu *erlernen*, was sich weit leichter *in uns selbst entwickelt haben würde*. Ganz anders muß der Unwissende verfahren. Ist dieser schlau genug gewesen, seine Blößen mit Bescheidenheit so zu maskiren, daß er zwischen dem Verdacht der Unwis-



senheit und einer schüchternen Gelehrsamkeit überall glücklich durchlavierte, so sieht er sich nun in die Nothwendigkeit versetzt, alles was er nur weiß, — und sollt er auch mit der Heraldik seine Bahn eröffnen — zusammen zu raffen, um die gar zu langen Stunden pflichtmässig auszufüllen. Aengstlich weidet er dann seinen Zögling in den engen Grenzen seines Wissens. An jeder hier unreif abgestorbenen Pflanze, weiß er die Schönheiten der Natur sichtbar zu machen, und bestraft jede auswärtige Frage als ein schweres Verbrechen wider die Subordination. Freylich, wenn dieser vielwissende Mann mehr Ideen gesammelt hat, als sein Verstand zu ordnen und zu benutzen weiß; wenn er nicht im Stande ist, die Zeit herzlich zu bedauern, welche er in der engen Bücherwelt verloren hat; wenn die Eitelkeit eines bloßen Philologen



ihn so täuschte, den Werth der Ernte nach seiner Mühe pedantisch zu würdigen, dann bleibt uns weiter kein Wunsch übrig, als daß er guten Willen genug haben möge, aus Liebe zu dir, sich zu unsern Begriffen herab zu stimmen.

Soll der Lehrer aber *aus Liebe* zu dir, sich unserm Plane geneigt fühlen, und kann er nur in heiterer ungetrübter Stimmung, deinen Kindern nützlich werden, so setze ich auf deiner Seite voraus, daß du alles thust, woran er dein Wohlwollen erkenne; daß die Gegenwart für ihn bindend genug sey, um das Streben nach Zukunft ganz zu vergessen. Ich könnte *bey dir* dieser Anmerkung überhoben seyn, wenn ich nicht Willens wäre, mehr zu fordern. Daß du deinen und den Freund deiner Kinder aufrichtig schätzen wirst, wenn er diese Achtung verdienet, das



—  
weiß ich; aber du mußt dich dazu verstehen, ihm auch dann, wenigstens in Gegenwart deiner Kinder, und so lange er ihr Führer ist, Achtung zu erweisen, wenn er sie wirklich nicht ganz verdienen sollte, weil der mindeste Schein von Geringschätzung schnell auf deine Kinder übergehen wird. Diese Bemerkung — und Kinder beobachten die gegenseitigen Verhältnisse der Aeltern und des Erziehers um so genauer, je weniger sie im Stande sind, nach wahren Grundsätzen zu würdigen, und je mehr ihnen daran gelegen ist, bald zu erfahren, was sie auf den Fall des Ungehorsames wohl zu erwarten haben — ist für die Zöglinge so entscheidend, daß sie von dem Augenblick an gegen jede Handlung des Lehrers mißtrauisch werden, und nun auch das Gute an ihm verkennen. Auch ist diese Wachsamkeit für die



Erhaltung seines äußeren Werthes ein billiger Ersatz gegen die Geringschätzung, mit welcher die bürgerliche Rangordnung, und alles, was zu dieser Fahne geschworen hat, ihr Daseyn ignoriret. Eine solche Behandlung dieser von der Zukunft schwangeren Menschenclasse ist das einzige Mittel, sie zu der gewissenhaften Erfüllung ihrer Pflichten geneigt zu machen, und wer unter diesen Bedingungen nicht von der Erkenntlichkeit zur Pflicht geleitet wird, es bloß darauf anlegt, recht zu genießen, und beym Antritt der Stelle, seinen letzten, den Meister verrathenden Zweck, *den* seyn läßt, sich so zu *fügen*, daß er, Trotz aller Cabale, nicht weg gejagt werden kann, der ist der Mann nicht, welcher dir frommt, und er hat nach den ersten acht Tagen schon viel zu lange in deinem Hause gelebt.



Hast du aber den edeln Mann gefunden, welcher den großen Gedanken zu fassen im Stande ist, der Schöpfer des Glückes von dem Leben eines Menschen, vielleicht auf die ganze Ewigkeit, zu seyn, und von ihm belebt, nun früh und spät keinen andern Wunsch kennt, als die Vorstellungen seines Zöglings aufzuhellen, und ihn so zu bilden, daß er unabhängig von seinen Schicksalen, einst glücklich werden muß, dann wirst du gewiß keinen Anstand nehmen, die Kinder seiner freyen Leitung anzuvertrauen.

E. Was nennst du hier *freye* Leitung?

P. Leitung bedarf der Jüngling, weil ihm Kenntniß der Naturkräfte abgehet, und muß solche in doppelter Rücksicht frey seyn.

*Ein Mahl* in Beziehung auf den Lehrer, weil du bedingungsweise



dich seiner Einsicht untergeordnet hast; *sodann* auch, in Absicht der Kinder, wo die Leitung weniger einer Führung, als vielmehr einer *Begleitung* ähnlich seyn darf. Sollen diese gehen lernen, so muß es ihnen auch erlaubt seyn, zu fallen, sie müssen ihre eigenen Kräfte gebrauchen, und so lange selbst handeln, als das aus einer ihrer willkürlichen Handlungen entspringende Uebel noch nicht den Werth der darin liegenden Lehre übersteigt. Es ist daher ein wesentliches Erforderniß der Erziehung, die Kinder die Natur gleich von der Seite kennen zu lehren, daß sie zwar zu allen Zwecken hülfreiche Hand biethet, aber auch da, wo man zu viel verlangt, oder ihre Kräfte mißbraucht, ihren ewigen Gesetzen zu Folge, eben so willig schadet als nützt. In dieser Erfahrung drängt sich ihm die Wahrheit von selbst auf,



daß eigentlich nur sehr wenige absolute Uebel vorhanden sind, sondern daß solche bloß aus einer unrichtigen Anwendung der Naturkräfte entspringen. Diejenigen irren daher, welche aus einer übel verstandenen Zärtlichkeit den Kindern diese Erfahrung gänzlich ersparen, und ihre Kenntniß durch einen *bloßen Glauben* an Behauptungen zur Vollkommenheit bringen wollen. Die Verschiedenheit der Vorstellungen von den Dingen um uns her, macht eine solche Belehrungsart äußerst schwankend und unzuverlässig, und es würde so gar für das Kraftgefühl des Zöglings von sehr ungünstiger Vorbedeutung seyn, wenn er sich überall mit Belehrung begnügen wollte, indem er *in dieser Verstärkung seines Glaubens*, die Fähigkeit zur Untersuchung einbüßen müßte. Daher unter solchen Umständen die Klage über Man-



gel an Folgsamkeit, dem Jünglinge in den Augen eines Vernünftigen sehr leicht zum Lobe gereichen kann.

E. • Welcher Mensch ist denn wohl so allwissend, um die Folgen einer Handlung genau berechnen, und dadurch gewiß seyn zu können, wo er dem Zöglinge die Ausführung einer That erlauben oder untersagen soll? und ist dieß unmöglich, würde es da wohl nicht zu gewagt seyn, die Kinder einer solchen Leitung zu überlassen?

P. Ich denke nicht. Kein Mensch kann von seinen Handlungen mehr als ihre wahrscheinlichen Folgen berechnen, weil er die Concurrrenz der übrigen Kräfte des Ganzen, wovon er nur eine einseitige Kenntniß hat, weder vorher zu sehen, noch zu bestimmen vermag, und wenn also diese analogische Gewißheit von den Folgen einer rechtlichen Handlung vor-



handen ist, so sind wir alle Mahl zum Handeln berechtigt, ohne daß wir nöthig hätten, uns durch eine möglich zufällige Abänderung derselben davon abschrecken zu lassen. Wer bürgt dir dafür, daß dein Sohn, wenn er ausgeht, nicht von einem Stein erschlagen wird? Soll er nun dieses Zufalls wegen, nie ausgehen? Alles, was du zu wünschen hast, ist, daß der Mensch, welchem du deine Kinder anvertrauest, hinlängliche Kenntnifs von den Kräften der Natur besitze, um hiernach die Folgen einer Handlung, und ihren Werth, den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit gemäß, berechnen zu können; was übrigens daraus erfolgt, gehört dem Schicksale zu, dem keiner von uns weder entgehen noch vorlaufen kann.

So sehr ich aber auch wünsche, daß der Erzieher freye Hände haben möge, so darf doch diese Freyheit



---

von deiner Seite nie in eine achtlose Gleichgültigkeit übergehen. Es liegt ein Mahl in dem Charakter des Menschen, daß er sich gern erkannt sieht, und hievon die Achtung seiner Nebenmenschen erwartet; und wenn nun seine Bemühung mit wirklicher oder scheinbarer Gleichgültigkeit übersehen wird, so kann eine solche Vernachlässigung Ursache werden, daß ein sonst guter und brauchbarer Mensch, besonders wenn sein Ehrgefühl die stärkste Triebfeder seiner Thätigkeit geworden ist, in der Beobachtung seiner Pflichten ermüdet.

---



---

ERAST. PHILEMON.

---

P. Da der grofse Haufe der Menschen sein Glück in Dinge setzt, welche dem Zufalle unterworfen sind, so ist es gar nicht zu verwundern, wenn nur Wenige sich durch ihr Schicksal befriedigt finden. Die Verdienste derselben, worüber die Eigenliebe so vortrefliche Zeugnisse ausstellt, sind zu wichtig, als dafs die Natur, welche sich mehr auf die Befriedigung ihrer Bedürfnisse, als auf Belohnung ihrer Verdienste, die sie unglücklicher Weise nicht vorherseh, gefafst gehalten hatte, reich genug seyn sollte, gegen alle eine gleich grofse Aufmerksamkeit zu be-



zeigen. Dieß unrichtige Verhältniß der Anforderungen zur Masse, hat der so arbeitsamen Natur einen Concurs verursacht, und eine nothwendiger Weise daraus entstehende Unzufriedenheit, führt uns auf die Vermuthung, daß die Welt, so wie sie ist, wenig geschickt sey, eine allgemeine Glückseligkeit zu verbreiten. Jeder dieser verdienstvollen Gläubiger ist mit den bündigsten Verschreibungen versehen, und die Forderungen, welche hie und da das Glück zur Hebung verhilft, sind von der Habsucht so sehr ausgedehnt, daß die Masse bey weitem erschöpft ist, ehe noch der grofse Haufe seine Ansprüche geltend zu machen vermag. Vielen wird auch das versagt, wozu ihre Bedürfnisse sie autorisiren, und die allgemeine Unzufriedenheit ist nur zu sehr gegründet. Je mehr unsere Güter sich häufen, desto eifri-



ger sind wir besorgt, unsere Bedürfnisse zu vermehren, um den Vorwürfen der Armuth — und gewifs, das Herz mufs uns bluten, den grössten Theil der Menschen ein kümmerliches Leben führen zu sehen, und zwar blofs aus dem Grunde, weil er zu blödsinnig ist, um zu wissen, was ihm gebühret — bey Zeiten eine Gegenrechnung vorhalten zu können. Der Ueberflufs hat eine zu lachende Aufsenseite, als dafs man eine freiwillige Entsagung desselben erwarten dürfte. Die Sicherheit des Besitzes veranlafste die Vereinigung der Menschen, und seitdem begonnen sie einen ununterbrochenen Kampf. Wächter bedurften Wächter, und das Mißtrauen führte die Treue zum Grabe. Wenn diefs Ringen unserer Kräfte uns zu einem Grade der Stärke führte, worüber wir so gern erstaunen, so ists auf der andern Seite nicht min-



der wahr, daß jenem Triebe zum Eigenthum eine unzählige Schar von moralischen Unvollkommenheiten zur Seite gehet, welche die Geduld der Fürsten und der Gerichtshöfe ermüden. Sollte die Habsucht einst vom Throne steigen; sollte es möglich seyn, daß *Privateigenthum* aufhörte, das einzige allzu verführerische Mittel zu seyn, sein Ich auszudehnen, und der Bürger, wie Kinder in des Vaters Hause, sich sättigte an der gemeinschaftlichen Tafel des kleineren Staates; welche ungeheure Menge von Verbrechen, mehr noch der lichtscheuen Vergehungen, alle Kinder des Luxus, würden da verschwinden! Der dürftige Sohn unterdrückte dann nicht mehr den Wunsch, daß der reiche Vater sterbe; die Erbtheilung entzweyte nicht mehr Geschwister; die verlassenen Schuldthürme ständen dann nur noch Denkmähler



unglücklicher Vorältern; der Fanatismus führte keine Schlachtopfer mehr zum Scheiterhaufen, weil Meinungen bloß Meinungen wären, durch kein *Vorzugs - Recht* zur Waare gemünzt; kein Druck von oben her empörte dann unser Selbstgefühl; kein übermüthiger Glanz würde dazu dienen, das Elend der Armuth sichtbar zu machen, und ihren *Neid* zu erregen; kein Gefühl der Erhabenheit über unsere Brüder nährte dann die Eitelkeit, und verleitete uns, geringschätzig auf unsern Nächsten herab zu blicken. Die Wahrheit wäre dann ein allgemeines Gut, und eine falsche Politik verführte nicht mehr die Großen, die Unwissenheit des Volks als ihre Schatzkammer zu betrachten, die für sie Gut und Leben bewahrt. Die Gnade der Fürsten — so nennt das Volk selbst die Handlungen der Despoten, wodurch ihnen



ein feiges Leben, oder wohl gar irgend ein Menschenrecht zugesichert wird, — machte uns nicht mehr unseres eigenen Werths vergessen, erzöge nicht mehr vornehme Slaven, die den Verlust ihrer Selbstständigkeit an Wehrlosen rächen; der Eigennutz würde keine unglückliche Ehen mehr schließen, und die Vernunft nach einem langen Kampfe mit den wildesten Begierden, ginge nun Hand in Hand mit den glücklichern Menschen durchs friedliche Leben. Aber wer mag die Sünden zählen, womit die Liebe zum Golde unser Geschlecht geschändet hat! Alle die Kräfte, in welchen jene Reihe von Vergehungen so gierig geschwelgt haben, vereinigten sich nun zum Besten des Allgemeinen, das an die Stelle des Eigenthums tritt; die Liebe zu demselben würde um so reiner seyn, je weniger sie von gewinndürstiger Selbstsucht



getrübt wäre; um so gröfser, je weniger eine fremde, stärkere Leidenschaft sie verdrängen dürfte; das allgemeine Ganze aber nicht zu ausgedehnt wäre, um sein Ich zu den übrigen Einheiten berechnen zu können. Nur unter solchen Umständen ist volle Vaterlandsliebe möglich. Statt dafs in einem grofsen Staate jeder Bürger *einzel*n da ist, der Egoismus eine enge Linie um ihn zieht, um nur sich zu gewahren, sich zu leben: schliesst das Mitglied einer kleinern Gesellschaft sich mit voller Seele ans Ganze, vergift gern sich selbst, und findet sein Glück in dem Glücke des Staats. Ein solcher Staat allein hat es in seiner Gewalt, Ueberflufs und Dürftigkeit in gleich weiter Entfernung zu erhalten, und sich der durch Fleifs und Betriebsamkeit heranwachsenden Goldberge blofs als Alpen gegen das Eindringen der Römischen



Ueppigkeit und Völlerey in die fried-samen Thäler der Sitteneinfalt, zube-dienen, um dadurch das ewige Stei-gen und Fallen von der Leiter der Volkscultur zu verdrängen. Die Ge-schichte Griechenlands gibt uns Bey-spiele, wo weise Gesetze freyer Staa-ten eine bezaubernde Glückseligkeit versprachen, aber das war ein zufrü-hes Morgenroth, das die Halbwachen blendete, und ihre Nachkommen sind an dieser Blendung verblindet. Wer sehen soll, muß erst des Lichts empfänglich werden.

Doch ich will einen Traum nicht wecken, der dazu bestimmt zu seyn scheint, noch Jahrhunderte zu schla-fen, damit er das Hohngelächter nicht hören möge, womit ihn das wilde Heer der Leidenschaften beym Erwachen begrüßen müßte. Wenn es indessen wahr ist, daß jeder ein-zelne Mensch Zweck seiner selbst,



und Mittel zu einem höhern Ganzen ist, und unter diesem Ganzen vernünftiger Weise nichts höheres als eine allgemeine Menschenglückseligkeit gedacht werden kann, so bin ich überzeugt, daß ohne eine solche Revolution unserer Ideen und Begierden das Ziel nicht zu erreichen ist. Wir sind noch zu weit davon entfernt, um den Wahn mit einigem Grunde zu unterhalten, daß wir auf dem rechten Wege sind. Den Menschen unter solchen Umständen von Lastern und Fehlern befreyen, ist ein Unternehmen, das auf nichts geringeres, als auf seine Verstümmelung hinausgeht. Laßt uns ihn aus den Verhältnissen reißen, welche jene Verirrungen nothwendig machen, und er wird glücklich, mithin auch gut seyn.

E. Dein Traum, — du nennst ihn selbst so — von Menschenglück ist anziehend, aber auch nur Traum.



Ob er der Menschennatur anpaßt? ist eine Frage, deren Beantwortung schwerlich durch alle Zweifel hindurch dringen möchte. Für wen soll künftig Industrie sich aufrecht erhalten, wenn das Eigenthum ihrer Hände Werk, ihr genommen ist.

P. Du hast recht, die Frage ist wichtig, und dein Mißtrauen gegen das Menschengeschlecht wird durch dessen eigene Fehler entschuldigt. Du kennst den Menschen aus seinen Schwächen, aber kennst du ihn auch in der *Ursache derselben*? Glaubst du im Ernste, daß *diese* nur, und nichts anders, daraus entspringen kann und muß? Hast du's versucht, ob derselbe Boden bey einer andern Bearbeitung statt der häufigen Disteln nicht auch Weizen trägt?

Die Natur des Menschen ist so zusammen gesetzt, und erlaubt so unendlich mannigfaltige Modifica-



tionen, dafs die Ausbildung derselben, vom Teufel bis zum Engel — und hierin eben liegt der Grund ihrer Erhabenheit — alle Grade der Vollkommenheit erwarten lasset, und *wir irren gewifs, wenn wir in unserer von Zeit und Umständen geformten Natur, die Natur des Menschen auffinden wollen.* Privateigenthum ist allerdings eine starke Aufmunterung zum Fleifs, und wenn die Begierde nach demselben sehr lebhaft wird, so opfert der Mensch seiner Werkstätte Schweiß und Leben. Ich will jetzt jenen gefährlichen Uebergang zur Goldliebe, die uns so gern für alles Edle und Grofse abstumpft, und welche die Politiker — was freylich ihre Natur nicht erlaubt — in keine Rechnung bringen, nicht erwähnen. Es fragt sich nur: ist Eigenthum des Einzelnen, das *einige Mittel*, die Thätigkeit eines Volks zu unterhal-



ten? Die Erfahrung, so weit sie zeugen *kann*, scheint dieß zu unterschreiben. Aber wenn das *seyn* vom *gewesen seyn* beschränkt werden sollte, dann wären unsere schönsten Hoffnungen auf einmahl entblättert. Dafs eine Sache so ist, überall so ist, beweis't wenigstens noch nicht, dafs sie nicht anders seyn kann.

Wenn kein Privateigenthum wäre, meinst du, so würden wir bald zur rohen Natur zurück kehren. Das Eigenthum also hat uns hinauf gezogen. Aber wie kann ich davon gewifs werden? Dafs es fast überall gefunden wird, wo Industrie herrscht? Und doch, was geht dieser nicht alles zur Seite. Betrug, eigene moralische Krankheiten, will ich sie deshalb zur Ursache erheben? Man denke sich die rohe Natur von der untersten Stufe an. Der Jäger — dieß beweisen mit vielen andern Völkern,



die seit tausend Jahren bekannten und auf demselben Grade der Cultur fest stehenden Bergbewohner eines Theils von China, die Mioots — entsagt sogar der Gesellschaft, um sein Eigenthum, ja die bloße Möglichkeit zum Besitze desselben mit niemand theilen zu dürfen.

Dem Ictiophagen in Grönland darf niemand seinen Fang streitig machen. So bald diese Völker ihre ersten Bedürfnisse befriedigt haben, so ruhen sie vom Morgen bis an den Abend unter einem Baume, und das Eigenthum weckt sie nicht zur Industrie.

Das Beyspiel der Phönizier, Egyptianer und Griechen zeigt uns sehr auffallend, daß das Eigenthum das Sinken einer Nation nicht aufhält. Hieraus läßt sich wenigstens so viel abnehmen, daß dasselbe nicht immer die Cultur bewirkt, wenn es auch



unter den mitwirkenden Ursachen, besonders in Verbindung mit dem Ackerbau, einen beträchtlichen Rang einnehmen sollte. Doch Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit dürfen wir nur da berechnen, wo die Wirklichkeit uns verläßt. Zeigt uns nicht das Beyspiel der Herrenhuter, wo dem Einzelnen bloß die Verwaltung der Güter von der Gesellschaft anvertrauet ist, daß Industrie das Privateigenthum sehr wohl entbehren kann? Haben sie nicht wegen ihrer bessern Producte jeder mechanischen Kunst, uns sich zinsbar gemacht? Wer findet bey ihnen ängstliche Sorge für Unterhalt. Die Kinder gehören dem Staate, werden von ihm gepflegt und versorgt, und ihre Erhaltung stört nicht die Ruhe des sterbenden Vaters. Mir entgeht die besorgliche Miene meiner Leser nicht, wenn sie in dem Gemählde von Menschenglück



eine Menschenclasse auftreten sehen, dessen trüber Ernst jedes unschuldige Lächeln Sünde straft. Aber dieser Ernst, ihr hängender Blick, sind nicht Resultate ihrer Oekonomie, von der hier allein die Rede ist. Die schwärmerische Vorstellung von der Nothwendigkeit, sich in diesem Leben viel zu versagen, um in jenem desto reicher zu ernten; die Besorgnis, das ihnen immer gegenwärtige Lamm, dem sie wegen der vermeintlich zu ihrem besten erduldeten Leiden, durch ein schmerzenvolles Aeußeres ähnlich zu werden suchen, durch Fröh Sinn zu betrüben; die geheime Furcht von unbekannten Obern beobachtet, regiert zu seyn, sind hinreichende Gründe, ihre Denkkraft zu lähmen, und sie dem Geist ihrer Verfassung gemäß, zu erhalten. Eben jene ausgedehnte, die Freude so erstickende Summe trüber Pflicht-



ten, benimmt ihrem Geiste die Stärke, sich in höheren Künsten und Wissenschaften hervor zu thun. Ihre Demuth kriecht immer am Bodender Erde, und sie sind uns ein neuer Beweis, wie tyrannisch religiöse Vorurtheile den Menschen beherrschen. Ihr Beyspiel beweis't aber auch, daß Aufhebung des Privateigenthums den Fleiß nicht nur nicht erschlaft, sondern veredelt. Ihre Arbeit wird nie durch ängstliche Sorge für Unterhalt übereilt. Diese Sorge, wer weiß es nicht, zehrt das Mark des edelsten Lebens. Traurig ist der Gedanke, daß unzählige Menschen keine andere Bestimmung zu haben scheinen, als vom Morgen bis an den Abend auf Mittel gegen Hunger und Dürftigkeit zu sinnem. Und diese kummervolle Thätigkeit wäre es, welche wir so sehr zu vermindern fürchten? Sie soll die Mutter



seyn, an der das Menschengeschlecht sich groß säugt?

Und selbst jene Industrie, in deren Betrachtung wir unsere Größe finden, sind mehr als glänzende Verirrungen von der Natur? Welche Menge von Kräften \*) stehen nicht im Solde menschlicher Thorheiten? Das Triebrad derselben ist Gewinnsucht, gleichviel, wie und wo, wenn das Ziel nur erreicht wird. Die Direction in dieser großen Kunstschule führt die Mode; ohne Waffen, ohne eine andere Krone als einen Wetterhahn auf dem Haupte, hat sie es verstanden, die Hände einer halben Welt für sich thätig zu erhalten. Für den Kopfputz der Damen muß eine erkünstelte

O 3

\*) Dieser bildliche Ausdruck von der mannigfaltigen Anwendung unserer Grundkraft, wird hoffentlich keine Veranlassung zu Mißverstand seyn.



Flora einen ewigen Frühling unterhalten. Zur Füllung leerer Köpfe arbeiten unreife Genies unermüdet an faden Romanen. Die Baukunst, das sprechendste Bild von der colossischen Vorstellung unseres kleinen Ichs, hebt hoch über die Natur des Menschen ihr stolzes Haupt. Der gekrümmte Landmann blickt an seinem versteinten Schweifs mühsam hinauf, fühlt den Spott, und kehrt zur Hütte zurück. Diefs sind die stolzen Palläste unserer Hoheit, dessen äußerer Glanz das innere Elend überschreyen soll. Ob wohl unsere Kräfte sich nicht in edlern Werken abbilden ließen? Nur selten bath eine nützliche Kunst am Throne — es versteht sich, daß hier von keinem Plus die Rede war — die einen andern Bescheid, als: es ist kein Fond dazu vorhanden, erhalten hätte. Die schönsten Blüthen der edelsten Künste



verkümmern in der Kälte, mit welcher die Großen — und sie allein können ja nur lohnen — diese für ihren Geschmack ungenießbaren Früchte betrachten. Hie und da eine einsame Bluhme, vom Glücke gepflegt, zeigt uns, was wir thun und seyn könnten. Die Pädagogik, die Königin aller Staaten, von deren Gesundheit es abhängt, ob Engel, Teufel oder Bäume regieren und regiert werden sollen, erscheint in grauen Moll gehüllt, der Hunger blöfst ihr die Zähne, Verdrufs sättigt sie wieder, und ein achtloses Alter schließt ihr mühevolltes Leben. Die schlaunen Jesuiten sahen unsere Fehler, bemächtigten sich dieser Regierung, und bildeten ihrem sonst grenzenlosen Reiche Könige, Fürsten, Prälaten, freylich nur, wie *ihr* Interesse sie wünschte.



Die Diener der Pädagogik, eine durch verschiedene Neigungen, Dürftigkeit und eigene Schwächen von der übrigen Welt abgeschnittene Menschenclasse, rechtfertigt einiger Maßen die Gleichgültigkeit, mit welcher die muntere Jugend, deren Zukunft mit weit lachendern Bildern ausgemahlt ist, ihre dem Laufe der Welt entgegen strebenden Vorschriften aufzunehmen pflegt. Das Ideal der Vollkommenheit, welches die Lehrer in sich aufstellen, hat zu wenig Reiz, als dafs sie demselben sich nachbilden sollten. Ein Heer von Frivolitäten begleitet sie vom Morgen bis an den Abend, und ruft ihnen die Nothwendigkeit zu, lieber mit der Schulweisheit zu brechen, als den Geschmack an Nationalfreuden und Geselligkeit einzubüfsen.

Wenn aber selbst jene falsche Industrie nicht fähig seyn sollte, uns



unsere scheinbare Gröfse verdächtig zu machen, so glaub' ich doch überzeugt zu seyn, dafs selbst diese nicht in dem Eigenthum, als der letzten Ursache, gegründet ist.

Der Grund aller Thätigkeit ist das Gefühl der Kraft. Wenn diese von Jugend auf durch Arbeit genährt und geleitet ist, dann entsteht dadurch die Nothwendigkeit zur Anwendung derselben, die Art der Anwendung aber wird Theils durch die ihnen absichtlich gegebene Richtung, Theils durch Volksgeschmack bestimmt. Ob also, und welche Industrie herrschen soll, hängt von der zweckmäßigen Ausbildung der Kräfte ab, welche immer geneigt sind, ihre eigenen Producte zu überwachsen. Um diese Kräfte nun buhlen verschiedene Leidenschaften, und nach dem der Mensch höhere oder niedere Begriffe von seinem Daseyn hat, tra-



gen — ich rede hier immer von der Menge — Ehrsucht oder Eigennutz den Preis davon. Die Liebe zum Eigenthum, einem Bergmann gleich, die Wünschelruthe in der Hand, zeigt ihm, wo Gold liegt, und nun gräbt er mühsam fort bis an sein Grab. So wenig das Privateigenthum als das Ehrgefühl schaffen also die Thätigkeit, sondern sie leiten sie, nachdem sie schon vorhanden war, zu ihren Zwecken. Wessen Kräfte ungebildet geblieben sind, — und dieß hängt fast nie von der Willkür eines Menschen ab — der gelangt beym stärksten Triebe zum Besitz, zu keiner Industrie. Der Reiche kräuselt sich dann ohne Plan, ohne Zweck, unaufhörlich im Gewühl der Umstände. Seine Handlungen werden ihm von der Sinnlichkeit abgefordert, sie sind einzelne Bewegungen, deren



Ursache er sich oft selbst nicht bewußt ist.

Der Dürftige, welcher den gewöhnlichen Weg zum Gewinn zu langwierig, und für seine Kräfte zu beschwerlich finden muß, stiehlt oder bettelt.

Diefs sind die Gründe, welche mich überzeugt haben, daß die Thätigkeit einer Gesellschaft sehr wohl ohne Privateigenthum unterhalten werden kann, ob ich gleich eingestehe, daß, so lange der Staat seinen Zweck so sehr verkennt, Staats- und Menschenwohl zu vereinigen, und durch zweckmäßige Ausbildung derselben sich des gewünschten Erfolgs zu versichern, das Privateigenthum unter gewissen Voraussetzungen ein sehr bequemes Mittel ist, jene vermeintliche Industrie aufrecht zu erhalten. Aber der Nationalgeist von beyden muß sich gegen einander ver-



halten, wie die Seele eines Rousseau zu der eines Holländers.

Man hat die Oekonomie der Bienen seit Jahrtausenden gesehen und bewundert. Man findet es schön, daß Eintracht ihr Band ist, daß sie alle nach *einem* Ziele streben, alle sammeln und tragen zu *einem Haufen*, keines das andere überlistet, beneidet, weil sie die Veranlassung dazu sorgfältig vermieden haben; ihre Schätze gehören ihnen gemeinschaftlich, so lange keine aufgeklärte Hand sie bestiehlt; das alles sah der Mensch und — trugs ins Compendium. Sollte die Natur, die in ihren Zwecken so reichhaltig ist, sollte sie diesen Freystaat vergebens uns vorgebildet haben? Kann die Vernunft es unter ihrer Würde finden, vom Instinct, der uns deshalb so merkwürdig ist, weil er stets zum Ziele den kürzesten Weg einschlägt, zu lernen? Laßt uns die Ar-



Arbeiten dieser Thiere trennen, ohne die Gesellschaft aufzuheben, laßt jeden für sich sammeln, nur sich leben, so treten plötzlich alle die Unvollkommenheiten hervor, von welchen die Liebe zum Eigenthum die unglückliche Mutter ist. Das Recht des Stärkern wird Mitglieder aufführen, welche es für zuträglich halten, andere für sich arbeiten zu lassen, nun haben sie Sultane; diese verlangen Genossen ihrer Schwelgerey, die zugleich das wichtige Geschäft übernehmen, die Strahlen, die der Sage nach, von der Majestät dieses dunkeln Körpers ausgehen, dem Volke in der so gnädigen Absicht, auf daß es nicht verblinde, nur gebrochen zufließen zu lassen; nun haben sie Rajahs und Omrahs. Der satte Müßiggang gähnt bald nach Veränderung; nun erscheinen Sänger, Tänzer, Mätressen, Goldma-



cher. Aber diese Gemeinde, was kann sie bewegen, in ihren Arbeiten die Vornehmen zu übertragen? ihr Joch ruhig zu schleppen?

Wunderliche Frage! als ob sie nicht auch Büttel, Zollbediente, Henker, Bonzen haben, und diese das Geheimniß wissen könnten, daß wer bis zur Ohnmacht — den einzigen letzten Punct ausgenommen, wo die Verzweiflung sich aufrafft, und den Menschen mit stürmender Hand wieder in seine Rechte einsetzt — gedrückt wird, nur fühlt und seufzt, und daß ihm eben deshalb das Denken vergeht. Diese wackern Leute können das Elend bald zur Raison bringen. O ihr guten Bienen! flieht weit weg, wo ihr Menschen seht; kehrt zurück in eure Wälder, daß kein Staatenbändiger eure Verfassung störe. Auch die Menschen waren gut, glücklich wie ihr, aber Gesetze



haben sie verdorben. Weint ihnen, wenn ihr weinen könnt, eine mitleidige Thräne, und verzeiht ihnen, wenn sie durch Schwefeldampf und schnellen Mord sich an euch versündigt haben.

E. So weit ich die Verfassung der Bienen kenne, liefert uns selbige eher die Grundzüge einer glücklichen Monarchie, als die eines Freystaates.

P. Ich glaubte, aus meiner ganzen Aeufserung dir einleuchtend gemacht zu haben, dafs mir es hier nicht um die *äußere Form* einer Gesellschaft zu thun war, indem sowohl die eine als die andere Verfassung das Gute haben kann, dafs die einzelnen Glieder nur den Gesetzen gehorchen; wobey es völlig gleichgültig ist, ob die ausübende Macht mehreren, oder nur einem Individuo übertragen ist. Das *Freye* eines Staates liegt nicht in der äußern Form, sonst



würde so mancher der sogenannten Freystaaten, eine wahre Satyre auf die Freyheit seiner Glieder seyn, sondern *in der Unabhängigkeit von der Willkür anderer, und in der Unmöglichkeit, daß diese ihren einseitigen Willen, weder als solchen, noch in einer gesetzlichen Form den übrigen Mitgliedern zur Richtschnur aufdringen können.* Es war also wohl nicht die Natur der gesellschaftlichen Verfassung der Bienen, welche uns eine Monarchie in ihr erkennen liefs, sondern, wenn ich mich so ausdrücken darf, unser monarchisches Auge. In der allgemein geliebten Mutter, fanden wir ihre Königin; in den übrigen müßigen Bourdons, welche nichts angelegentlicheres zu thun haben als ihrem Geschlechtstriebe zu fröhnen, und oben drein noch dafür über kurz oder lang, von den gemeinen ermordet werden, erblickten wir



auf eine etwas hämische Art, den *Adel*; und in den gemeinen Bienen, welche den Honig sammeln, das *gemeine Volk*. Wer sieht dieser weiter gehohlnen Aehnlichkeit nicht den Zwang an, den sie von unserer Art zu sehen, erlitten hat! Gesetzt aber auch, daß man dieser unvollständigen Aehnlichkeit wegen, ihrer gesellschaftlichen Verfassung den Nahmen einer Monarchie beylegen wollte, so hört sie defshalb noch gar nicht auf, ein Freystaat zu seyn. Bey ihnen ist es im strengsten Verstande wahr, daß jedes Glied nur das thut, wozu es von der Natur angewiesen ist, und gibt es eine höhere Freyheit, als die, *das wollen zu können, was die Natur von uns verlangt und uns erlaubt?* Auch setzt es eine fast allgemeine Verdorbenheit unserer Begriffe voraus, eine Anzahl Mitglieder defshalb, weil sie rastlos arbeiten,



die *gemeinen* zu nennen. Kann man wohl edler leben, als durch Thätigkeit, und ist es nicht wahrscheinlich, daß die Natur auch mit den Arbeiten der Bienen ein sehr süßes Gefühl verbunden hat? Aber sie mögen diese Benennung immerhin, auch bey den Nachkommen zum Denkmahl unserer verkehrten Denkart beybehalten. Vielleicht, daß unsere Sprache ihren Psychologen einst noch öfter unsere Schwächen kenntlich machen wird!

E. Wenn ich dir auch alles zugestehe, so scheint mir doch der Plan zu einer allgemeinen Gleichheit unter den Menschen, höchstens eine schöne Chimäre zu seyn, geschickt, einen langweiligen Winterabend abzukürzen. Die Natur selbst lehnt sich dagegen auf, indem sie ihre Gaben so ungleich vertheilte, daß nicht selten bey zwey Menschen bloß die



Aehnlichkeit der thierischen Hülle, den ganzen Grund zu der Gleichartigkeit ihrer Natur hergeben muß. Auch kann es dir nicht unbekannt seyn, mit wie wenigem Erfolge sowohl die Römer, als auch in den neuern Zeiten die Engländer es versucht haben, durch gleiche Austheilung der Ländereyen jene Ungleichheit des Besitzes zu heben. Das ungleiche Spiel menschlicher Kräfte warf in kurzer Zeit jene Grenzlinien wieder zu, setzte aus kleineren Einheiten größere Ganze zusammen, und spottete der Vorsicht der Gesetze.

P. Vielleicht sind wir uns näher, als du es zu glauben scheinst. Wenn ich von Gleichheit unter den Menschen sprach, so konnte es mir wohl nicht einfallen, die Gesetze des Manigfaltigen aus der Natur zu verdrängen, und sie eines wesentlichen Theils ihrer Vollkommenheit zu be-



rauben, vielmehr war die Rede zunächst bloß *von dem gleichen Rechte*, das jeder Mensch *auf die Güter der Erde* als nothwendige Bedingungen seiner Erhaltung hat, *in so fern er sich den Pflichten* unterzieht, welche die Gesellschaft, in der er lebt, ihm aufzulegen *berechtigt* ist, womit die natürliche Ungleichheit der Menschen selbst sehr wohl bestehen kann. Dieses Recht gründet sich weder auf die ungleichen Fähigkeiten der Menschen, noch, wie die stolze Tugend wähnet, auf das Gefühl der Würdigkeit, sondern auf ihre Bedürfnisse, die bey jedem — dieselben sind. Daß einer oder der andere durch geschärften Reiz sich Bedürfnisse schafft, die als Folgen der Ueppigkeit sich fälschlich zu den Bedürfnissen des Menschen gesellt haben, da sie doch bloß Bedürfnisse der Menschen geworden, kann hier nicht in Betrach-



tung kommen; denn diese sind es gerade, welche sich auf Kosten der erstern vervielfältigten, und durch eine weise Staatsverfassung vermindert werden müssen.

Unmöglich kann die natürliche Ungleichheit der Menschen als eine Folge ungleicher Kräfte in einer so vollkommenen Welt, wie dieser, die Hand biethen, ein ihr verschwisteres Gesetz zu unterdrücken, und wenn dieß von Anbeginn der Welt der Fall gewesen zu seyn scheint, so dürfen wir fest überzeugt seyn, daß bloß eine falsche Richtung unserer Kräfte, dieselben mit Mangel und Ueberfluß hat spielen lassen. Bis auf diesen Tag steuerte jede Kraft, mittel- oder unmittelbar, auf Indiens reiche Häfen zu. Die Liebe zur Gewalt war die allmächtige Sonne, vor der sich jede Bluhme entfaltete, aber sie goß auch ein wildes Feuer in ihre



Adern, das nur durch blutige Schlachten der Fieberhitze entledigt, von Zeit zu Zeit wieder zu einem Grade der Temperatur gelangen konnte. Sie zerstörten dann mit eigenen Händen, was sie mühsam gebaut hatten, und hierin dürfte vielleicht ein Grund mehr zu finden seyn, warum die National-Vollkommenheit nie einen festen Punct erreichen konnte, so daß am Ende die aufrichtigsten Beförderer der Menschen - Glückseligkeit muthlos wurden. Jene falsche Richtung der Kräfte war auch unstreitig die Ursache, warum die Regierung in ältern und neuern Zeiten, durch gleiche Vertheilung der Ländereyen, die Gleichheit des künftigen Besitzes eben so wenig behaupten konnte, als man auf einem Quadratfuß ungeebener Erde die zu gleichen Theilen hingegossene Quantität Wasser festhalten kann.



E. Du findest es dem Wohl der Menschen nicht zuträglich, daß einzelne starke Leidenschaften, wie das Streben nach Besitz und Macht, sich ihrer Kräfte so ausschliessend bemächtigt haben, und doch sind *sie* es allein, von welchen groſse Thaten zu erwarten sind. Groſse Handlungen verlangen groſse Motive.

P. Ich weiß nun zwar nicht, was du hier groſse Handlungen nennest; auch nicht, warum der Mensch gerade *groß* seyn soll. Ist dir der Elephant etwa deſhalb so weit über die Biene erhaben, weil jener mit Bäumen spielt, und diese nur erquickenden Honig sammelt? Das aber weiß ich, daß der Durst nach Gröſse den Menschen sehr klein gemacht hat, und daß die gröſte Gröſse, welcher der Mensch fähig ist, nur aus der festen Ueberzeugung, daß er das Recht zur Seite hat, entspringen



kann, und wer einmal dieses Stabes gewohnt ist, der scheuet weder Gefahr noch Vernichtung. Wie sehr unterscheidet sich dieser kühne feste Gang von dem sinnlosen Vorlaufen einer erhitzten Einbildungskraft, das der Wuth eines Rasenden gleicht, wenn er zum Erstaunen seiner Wächter die Ketten zerbricht. Falsch ist es, dafs der Held bey kalter Vernunft — diesen Nahmen verdient sie auch dann noch, wenn sie dem warmen regen Eifer für die gute Sache Besinnung erhält — aufhören müfste, Held zu seyn, und wenn diefs ja der Fall ist, so gehöret eine *solche* That gewifs zu den unechten Steinen in der Juwelenkette des Nachruhms, deren Glanz eine hellere Zukunft nur zu bald verdunkeln wird. Ich darf nur den Nahmen *Gustav Adolph* nennen, um dir von jener ruhigen Gröfse ein sehr anziehendes Bild in Erinne-



rung zu bringen. Zwar windet man noch den Menschenwürgern Lorberkränze, und ihre Leichen sind noch die Stufen zum Tempel des Ruhmes, indess der geschäftige Landmann, welcher jeden Tag über Sonnenhitze, Mangel und Durst zehen Siege erringet, bey dem stillen Grabe seiner Väter mit Sehnsucht vorüber wankt; aber es wird eine Zeit kommen, wo man auf beyde, freylich aus verschiedenen Gründen, mit Bedauern zurück sehen wird. Die vermeinten Heldenthaten, welche jene *grossen Motive* aufzuweisen haben, sind gegen das Uebel, welches sie verursachten, nur ein ärmlicher Ersatz. Wenn Unschuld dahin ist, was ist dann wohl noch Grösse?

Die Wahrheit, dafs eine zu starke Leidenschaft unserer Glückseligkeit nachtheilig ist, wird auch durch die periodische Erschütterung, wel-



che die Natur vermittelt der Liebe in dem Menschen veranstaltet, nicht geschwächt. Weislich hat sie dafür gesorgt, daß diese Flamme die Mittel zu ihrer Löschung in sich trägt, und wenn sie den Menschen augenscheinlich gegen Fäulnis und Engbrüstigkeit bewahret, und durch ihre Wärme so viele edle Keime zur Reife bringt, so ist der Gewinn für uns so entscheidend, daß es Thorheit verathen würde, der Natur darüber eine Instanz zu formiren. Wenn aber eine so starke Leidenschaft, wie der Durst nach Gewinn, bis zu dem Grade gepflegt wird, daß *sie die einzige, immer wachsende Triebfeder unserer Handlungen werden muß*, dann heist das geradezu, der thierischen Natur gegen ein schimpfliches Handgeld unsere ganze Freyheit verkuppeln, und die Ruhe der Seele, jene himmlische Heiterkeit, noch oben ein in den



Kauf geben. Wie scheußlich sind nicht die beyden Triebe nach Vollkommenheit und Achtung entsetzt! Wer sollte es wohl ahnden, daß die Geißeln unseres Geschlechts, Gewinnsucht und eitler Erhabenheitsdrang, sich einer so edeln Abkunft rühmen dürften! und doch sind sie das Idol der Völker, doch blutet man willig an den von ihnen empfangenen Wunden, und wehe dem gutmüthigen Thoren, der es wagen will, sie zu heilen. So lange noch Gold, dieses magische Erz, die Herrschaft über andere gewähret, so lange ist eine verkehrte Schätzung des Menschen, und ein unruhiges Treiben, das ihn weit von dem wahren Lebensgenuss, und seiner bessern Bestimmung entfernt, die unvermeidliche Folge. Und in der That, man kann von jeder Anlage zum Geiz frey seyn, ohne sich von diesem Talisman



gänzlich losreißen zu können. Wenn man in einer einzigen Goldmünze das Mittel entdeckt, sich ganze Scharen von Menschen dienstbar zu machen, wenn aus Neigung zu ihr jede andere Leidenschaft ihrem Geliebten entsaget, wenn die Unschuld selbst nur zu oft an dieser Angel sich willig verblutet, wenn endlich darin die Erhaltung eines jeden so sicher gegründet ist; wie ists möglich, in dieser Masse nicht den vollkommensten Ausdruck angenehmer Vorstellungen, den je ein großer Geist concentrirt hat, zu bewundern, und ich will den Stoiker sehen, der dieses Erz, ohne sich und andere zu hintergehen, aufrichtig verachten soll. Mögen doch die Moralisten über Verachtung des Irdischen noch so pathetisch declamiren, gegen solche eine Beredsamkeit spricht jeder umsonst. Urtheile nun selbst, ob wir wohl gethan haben, eine Sache,



die auf allen Wegen, und *auf den unerlaubten am ersten*, zu gewinnen stehet, unserer Thätigkeit zum Ziel vorzustecken. Gewiß, der Mensch muß ein treffliches, nahmenloser Seligkeiten fähiges Wesen seyn; wie hätten sonst noch hie und da so edle große Menschen — die freylich wegen ihrer sonderbaren Schattirung gegen die übrigen, meistens Theils das Opfer ihres Edelmuthes werden mußten — in diesem Drange niederere Begierden, ihre Reinheit erhalten können.

Die Aufhebung des Privateigenthums aber würde noch von einer andern Seite die Menschen einander näher führen. Von je her war der Reiche und Mächtige nicht damit zufrieden, der Mächtige zu seyn, und seiner Vorzüge in Ruhe zu genießsen; er ging weiter. Er sann auf Abzeichen, die ihn schon aus der Ferne als ein höheres Wesen ankündigen



und der dienenden Classe so gleich ihre Niedrigkeit vergegenwärtigen sollte. Nun bekam man einen neuen Maßstab, den Werth des Menschen zu würdigen. Sterne traten vors Herz, um die Leere zu decken, und die Blicke von den Gebrechen abziehen. Diese äußern Zeichen sprachen so laut, so übermüthig, daß die innere Vollkommenheit bald darüber vergessen wurde. Der Mensch gewöhnte sich daran, *über* seinen wahren Werth oder *unter* demselben zu gelten, und nun war die Natur auf einmahl ihrer Rechte beraubt. Sie konnte Meisterstücke liefern, und diese galten, so bald der Charakter der Dienstbarkeit ihnen anklebte, immer für falsche Münze. Der Mensch als Mensch galt nichts, er bedurfte stets eines *bürgerlichen* Stämpels, um öfters nur eines Theils der *Menschenrechte* theilhaftig zu werden. Diese falsche



Würdigung des Menschen hat sich unserer umgebildeten Natur so sehr bemächtigt, daß wir bey dem Anblick eines Fremden nie damit zufrieden sind, zu erfahren, daß er ein guter Mensch ist; wir fragen gleich *was* er ist, und dieses zufällige *Was* entscheidet nur zu oft, ob man ihm mit Ehrfurcht entgegen kommen, oder sich umwenden solle. Nachdem einmal die Rechte des Menschen so sehr verkannt sind, ist es beynahe ein lächerliches Benehmen der Moralisten, die innere Vollkommenheit gerade zu, *denjenigen als ein sicheres Mittel zum Frohseyn* anzupreisen, welche, durch äußere Verhältnisse zum bürgerlichen Nichts verurtheilt, bloß als Lastthiere betrachtet werden, die es noch für Gnade ansehen müssen, daß sie nicht gänzlich ausgerottet werden; ihre Reden sind pathetische Lügen, der Pflicht abge-



miethet, und der Unbefangene, welcher ihnen zu folgen Gelegenheit findet, gewinnt am Ende bloß die Fähigkeit, das ihm widerfahrende Unrecht um so stärker zu empfinden.

E. Wenn die wahre Vollkommenheit, die Uebereinstimmung unserer Neigungen mit den Gesetzen der Natur ist, dann trauen wir ihr wohl zu wenig zu. Gerade in ihr liegen die Gründe, welche den Menschen, über das Urtheil der Welt erhaben, sich selbst genug zu seyn erlauben.

P. Das bloße Urtheil der Welt ist nun wohl nicht, was ihm sehr empfindlich seyn würde. Ob indessen eine solche Vollkommenheit *in abstracto* gedenkbar ist, kann hier nichts entscheiden; aber dem Menschen gehört sie nicht, und es würde, dünkt mich, einen eigenen Dünkel verrathen, wenn wir alle Ideale von



Größe, welche die Einbildungskraft einseitig, ohne Hinsicht auf Natur und Verhältnisse schuf, in uns selbst vermuthen wollten. Was auch die Moralisten in einer zu freygebigen Laune, der Natur des Menschen alles für angeborne Triebe aufgebürdet haben, so ist es doch gewifs, daß der Wunsch, von seinen Mitmenschen geliebt und geachtet zu seyn, ihr zugehört. Ohne diesen Trieb, der selbst ausgeartet, noch Wunder thut, würde so manche Kraft auf immer unentwickelt bleiben. Kann nun der vollkommnere Mensch, bey welchem eben jener Vollkommenheit wegen, das Gefühl für Wahrheit und Recht, und so auch der Wunsch, die Liebe seiner Mitbürger zu gewinnen, und sich wieder an sie mit voller Seele anschliessen zu dürfen, lauter spricht, als bey einem andern, welcher sich durch fremde thierische



Wünsche dagegen schadlos zu halten weifs; kann dieser glücklich seyn, wenn der edelste Theil der Gesellschaft es, ich will nur sagen, unanständig findet, von ihm unbefangen, wenn auch nicht einmahl brüderlich behandelt zu werden; wenn dieser bey den unbedeutendsten Handlungen eine Achtung verlangt, wo gar nichts zu achten ist, wird er, wenn auch sein offnes edles Herz, dem der grofse Haufe nur deshalb Werth beylegt, weil er nun nicht fürchten darf, von ihm überlistet zu werden, der Achtung und Liebe dieser verkehrten Menschen gern entbehren wollte, wird er dessen ungeachtet ihre Geringschätzung, welcher er so oft ausgesetzt seyn muß, nicht tief fühlen? Kann es ihm gleichgültig seyn, von öffentlichen, ihm wichtigen Erscheinungen deshalb zurück gewiesen zu seyn, weil er blofs Mensch ist?



E. Wenn nun die Vollkommenheit eines Menschen, in so fern nicht die äußerste Spannung seiner Fähigkeiten, sondern die der Natur gemäße Ausbildung desselben, darunter verstanden wird, wie es scheint, Ursache werden kann, daß er weniger glücklich wird, als bey einer genaueren Uebereinstimmung mit dem Volkscharakter vielleicht möglich war, kann man es einem Vater wohl verdenken, daß er aus Liebe zu seinen Kindern, ihnen lieber die Form dieses oder jenes Staats gibt, und sie dem conventionellen Geschmack gemäfs erhält, als daß er sie zu wahren Menschen bilden, und dadurch ihre ganze Art zu sehen, zu empfinden und zu handeln, mit der Art ihrer Zeitgenossen in Streit setzen sollte?

P. Daß die moralische Vollkommenheit eines Menschen, weil sie doch in einem gewissen Sinne,



und unter so vielen zufälligen Bedingungen, immer noch unvollkommen bleiben wird, vorzüglich dann, wenn bey seiner Ausbildung nicht auf die Fähigkeit, auf eine möglichst angenehme Art afficirt zu werden, Rücksicht genommen worden ist, wegen der vielen auf ihn wartenden Dissonanzen, Ursache werden *kann*, daß ein solcher weniger froh durch das Leben gehet, als bey einer gedankenlosen Leichtigkeit, oder bey einer dumpfen Gefühllosigkeit zu erwarten stand, scheint allerdings keinem Zweifel unterworfen zu seyn. Allein die Ursachen, welche den Menschen verhindern, seiner Natur gemäß zu empfinden und zu handeln, sind nicht absolut, sondern eine Folge allgemein herrschender verkehrter Begriffe, und der daraus entstandenen zweckwidrigen Einrichtungen, die sich, so bald die grössere oder



stärkere Classe zu reinern Begriffen über sich selbst und den Zweck ihres Seyns gelangt seyn wird, von selbst heben müssen. Es bleibt immer in einem gewissen Sinne wahr, daß der Mensch nie mehr leidet, als er zu leiden verdienet. So bald also die Summe der Naturmenschen sich so sehr vervielfältiget, daß sie aus dem Rathe der Glückseligkeit nicht mehr zu verdrängen sind, so wird die Abänderung lästiger, zweckwidriger Verhältnisse eine nothwendige Folge seyn, und der Mensch rückt dann mit Schnelligkeit dem großen Ziele entgegen, wo es erlaubt seyn wird, der Natur gemäß zu leben; wo von keiner Kraft mehr, als die ihr eigene Wirkung verlangt werden wird; wo jeder Naturtrieb seine rechtmäßige Befriedigung erwarten kann. Wer könnte aber bey der Ueberzeugung, daß jeder Mensch Zweck seiner



selbst, und Mittel zu einem höheren Ganzen ist, die groſse Pflicht gegen sein Geschlecht so vergessen, daß er nicht bey der Ausbildung seiner Kinder, ohne alle Hinsicht auf Schicksal und äufſere Verhältnisse, die wahre Vollkommenheit allein im Auge behalten, und in dem Gedanken, zur endlichen Erreichung unsers Zieles nach dem Maſſe seines Wirkungskreises redlich beygetragen zu haben, die gröſte Beruhigung finden sollte.

E. Was soll aber aus den widrigen und doch nothwendigen Geschäften werden, denen nur die äufserste Dürftigkeit, von den Gesetzen des Anstands entbunden, sich unterziehen kann?

P. Was diese betrifft, so kann deren Widrigkeit Theils in der Abneigung gegen das Schmutzige liegen, und da gibt es denn meiner Meinung nach, nur sehr wenige Ge-



schäfte, die sich nicht durch veränderte Lebensart, wo nicht ganz heben, doch sehr vermindern ließen; Theils gründet sich dieselbe in einem verkehrten Begriff vom Anständigen, und hier dürften sich freylich Beschäftigungen genug finden, bey deren Anblick die überfeine Dame Decenz den Fächer nicht schnell genug vors Gesicht reißen kann. Ein *Herr von* müßte sich sehr übel geberden, sich oder einem anderen ein Paar Schuhe zu machen; indessen zweifele ich, ob ihm diese Art der Beschäftigung so widrig seyn könnte, als die Vorstellung von einem *Herrn von*, dem Bürger einer Naturgesellschaft seyn möchte. Eine so wesentliche Abänderung der conventionellen Schicklichkeit sollte uns mit Recht über solche Zweifel beruhigen, wenn uns auch die Mannigfaltigkeit menschlicher Launen und Neigungen, welche



überdies sehr wohl nach den Bedürfnissen einer Gesellschaft geleitet und aufgemuntert werden können, nicht die Garantie leistete, daß so leicht keine Art der Beschäftigung sich gänzlich von Liebhabern verlassen sehen kann. — Aber warum bist du so sinnig?

E. Ich war so glücklich — und wenn meine Glückseligkeit nicht die reine wäre — Hm! was heisst denn das, *nicht rein*? — — Was mich heiter und ruhig in dieser Welt geniessen läßt, ist das nicht Glück?

P. Ich werd es nie läugnen.

E. Nun sieh, dieß Haus hier hab' *ich* mir erbaut, an jedem Theile hängt ein Tropfen meines Lebens, darum ist mirs so werth; — diesen Baum habe *ich* gepflanzt, *mir* gepflanzt, *ich* darf ihn warten, für *mich* und keinen andern trägt er Früchte, auf *mich* weht er Kühlung



herab, und wenn ich dann so denke, daß er dieß alles einst meinen Kindern seyn wird, daß die, wenn ich lange schon in der Erde ruhe, sich oft unter ihm noch versammeln und den Vater segnen werden, daß er ihn pflanzte, o das thut mir so wohl! und sieh, nun nimm mir den Baum, und das Haus, und weg ist mein Glück!

P. Das wolle Gott verhüthen, daß alle Glückseligkeit in einem Staate wie dem Deinigen verdorren müsse.

E. Also ist doch mein Glück wahres Glück?

P. Ist wahres Glück. Aber sage mir doch, warum ist deines Nachbars Auge so trübe?

E. Das darf dich nicht wundern, dem unglücklichen ist sein Gespann gefallen; neues anzuschaffen, ist er zu



arm, und doch verlangt der Amtmann den Frohndienst?

P. Der gute Mann! aber wem fiel denn das Gespann?

E. Wem anders, als ihm selbst?

P. Und hat denn dieser Mann keinen Baum, den er gepflanzt hat, in dessen Schatten er froh seyn könnte?

E. Wohl hat er den, aber wo Kummer und Sorgen sich neben uns lagern, da ist kein Schatten kühl.

P. Und wünschtest du nicht, daß auch dieser dein Nachbar froh seyn möchte?

E. Wie sollte ich das nicht wünschen; aber wer kann ihm helfen?

P. Sieh! das ists ja gerade, wer kann, wer wird ihm helfen? Wohl mancher in diesem Dorfe hat mehr als er bedarf, aber dieses *mehr*, es gehört ja *ihm*, und dieses gefühllose *ihm* weifs nichts von fremder Noth.



E. Wolltest du ihn aber defßhalb anklagen, weil er mehr hat und nicht gibt?

P. Gerade zu nicht. Wem des Fremden Noth gleichgültig ist, muß sich hüten, in eine Lage zu kommen, wo er mit gleicher Münze bezahlt wird, und wer kann sagen, daß er gegen das Unglück zu reich sey? Aber ein Uebel, was unter gewissen Umständen nothwendig, und defßhalb zu entschuldigen ist, höret darum doch nicht auf, Uebel zu seyn.

E. Das wohl nicht.

P. Hört auch nicht auf, einem edlen Herzen, das so gern alles lieben, alles um sich her glücklich sehen möchte, empfindlich zu seyn.

E. Auch das nicht.

P. Wenn nun aber diese Bruder-noth mit dem Augenblick verschwände, da dein Baum aufhörte, *dein* zu



seyn, würde dich wohl dieses Opfer gereuen?

E. Nein! bey Gott, das würd' es nicht.

P. Das wufst' ich wohl, dafs dein Herz nicht so verengt seyn konnte, um nur in *seinem* Glücke glücklich zu seyn. O! es ist ein klägliches, Thränen werthes Glück, so *allein* glücklich zu seyn. Wenn die Eitelkeit sich spiegelt, so lächelt die Weisheit; wenn aber die Selbstsucht das ganze Leben hindurch wie ein Schwamm an der Schöpfung saugt, gegen Freundes Glück und Tod kalt bleibt, dann weint der Genius der Menschheit, und webt sich aus ihrem Schicksale einen dichten, thränenfeuchten Flor. O denke dir die Seligkeit, wenn kein Gesicht mehr Ausdruck der Sorge, des Kammers ist, wenn jede reine Empfindung so offen da liegt, und die unsichtbare



Correspondenz dieser Gefühle Heiterkeit um Heiterkeit tauscht, wie glücklich kann da der Mensch seyn.

Doch, du sollst deinen Baum behalten, sollst lange noch in seinem Schatten froh seyn.

E. Wie soll ich das verstehn? Der Baum ist nicht mehr *mein*, und was hab' ich dann noch für ein Recht auf ihn?

P. Kann denn nur Eigenthum dir ein Recht auf eine Sache ertheilen?

E. Wie anders?

P. Nimm den Fall an, daß alle Familien deines Dorfes sich vereinigen, ihre Habe und Gut zusammen zu werfen, und dasselbe als Eigenthum der Gesellschaft zu betrachten, wovon die Bedürfnisse jedes Einzelnen befriedigt würden. In einem gemeinschaftlichen Hause würden alle an gemeinschaftlicher Tafel gesättigt, wo der Schwache den Starken be-



obachtete, der Unmündige vom Weisen lernte; wie zweckmäfsig wäre dieses Mittel, nützliche Ideen in Umlauf zu bringen. Jedem würde von den ältesten, den einigen Obern, seine Arbeit bestimmt. Das besondere Bedürfnis eines Mitgliedes würde Sache des Staats; wie sehr verändert sich da der Standpunct eines jeden. Des Einzelnen Existenz ist nun nicht mehr seinen eigenen schwachen Händen anvertrauet, die ganze Gesellschaft wird Bürge dafür, Glück und Unglück hat seine Kraft verloren, spielt nicht mehr mit dem Schwachen ein leichtes Spiel, das Ganze biethet ihm eine feste Stirn, und der Mensch steht wieder seinem Schicksale.

E. Sehr gut. Aber du versprachst mir ein Recht, das mir mein Eigenthum läfst, ohne dafs es mein ist.

P. Dein Haus bleibt dir, dein Garten auch, denn die Gesellschaft



nahm nicht, *um dich zu verarmen*, sondern daß du *mehr* haben, *daß keiner darben möchte*. Was hindert dich nun, dir Bäume zu pflanzen, und dich deiner Schöpfung zu freuen? Wer wehrt's deinen Kindern, den Vater zu segnen, daß er pflanzte; wer wird, wer darf sie aus diesem Hause verdrängen, so lange ihre Zufriedenheit darin Raum hat? Oder faßt der Gedanke, daß dieser Baum dein ist, sein Schatten *dir* und *keinem andern* gehört, eine so armselige Seligkeit in sich, die sich nur in der neidischen Vorstellung erhalten kann, daß jeder deines Geschlechts, in so fern er nicht auch etwa *dein* ist, davon ausgeschlossen ist?

E. Für wen arbeitet nun aber mein Fleiß, wenn er nicht meinen Kindern zu Gute kommt? Wird der Gedanke, daß Fremde seine Früchte ernten, mich nicht unthätiger machen?



P. Dafs es uns doch so schwer wird, aus dem Kreise unserer Gewohnheitsbegriffe heraus zu treten! Warum ist dir denn dein Nächster ein *Fremder*? Diefs wars ja gerade, was wir abzuändern wünschten. Nachdem durch eine ungünstige Staatseinrichtung, die Liebe des Menschen sich zu sehr concentrirt hat, ihre Wärme nur in sich brennt, bleiben wir gegen den Dritten kalt, *Duldung* ist der abgestorbenen Liebe höchste, letzte Kraft, und wenn ja uns noch etwas erwärmen kann, so ist *gemeinschaftliche Noth*. Kann ein Uebel deshalb, weil es gemeinschaftlich ist, Todte wecken, wie grofs muß dann die Wirkung gemeinschaftlichen Glückes seyn. Es muß namenlose Seligkeiten geben, die ich nur ahnde; aber diese Ahndung, sie kann mich nicht triegen, denn sie entspringt aus den Gesetzen der Natur. Ein Vorgefühl jener Seligkeiten finden wir sonderbar genug, schon seit Jahrhunderten auf dem Postwagen.



Hier scheint die bessere Natur in jedem Menschen zu erwachen. Keiner besorgt etwas von dem andern, jeder theilt brüderlich seine Habe, und der Geist des Gewinns ist verschwunden. Aber wie ähnlich ist dieser Zustand auch nicht demjenigen, welchem ich das Wort rede. *Gleiche Schicksale, gleiche Rechte*, und — was hier so stark spricht, ein *gemeinschaftliches Ziel*. So lange jeder Einzelne sein Ziel bald rechts, bald links, bald lang, bald kurz steckt, kann ein so regelloses Auslaufen den schmerzhaftesten Collisionen gar nicht ausweichen.

Wenn wir aber auch nicht in dem Grade, da wir von *uns selbst* zurück treten, *unserm Geschlechte* uns wieder näherten, und dadurch *andere Gefühle, andere Freuden*, und einen *andern Geist* eintauschten, so liegt doch in dem Gedanken, daß man seine Habe seinen Kindern hinterläßt, schon zu Folge unserer jetzigen Verfassung für einen Weisen so wenig Tröstendes. Die Beyspiele, daß der reiche



Jüngling sich eben wegen seines Reichthums, von der zweckmäßigen Anstrengung seiner Kräfte — und wie viel davon für unsere Glückseligkeit abhängt, haben wir schon oben gesehen — für entbunden hält, und gewöhnlich in demselben den Grund seiner nachherigen Dürftigkeit antrifft, sind so häufig, daß man sich wundern muß, wie ein Vater wünschen kann, durch ein so gefährliches Mittel zur Glückseligkeit als der Reichthum ist, den Sohn in eine so frühe Versuchung zu setzen, zwischen Wollust und Nüchternheit zu wählen. Vernünftiger Weise kann doch ein Vater nichts höheres wünschen, als seine Kinder glücklich zu sehen, und wenn die Gesellschaft deshalb Bürge wird, was könnte außer diesem ihn wohl noch so dringend auffordern, derselben dankbar unsere Kräfte zu opfern?

---



MEINEN FREUNDEN

G. F. C. W O L M E R

UND

G. C. S I B E R

ZUR RÜCKERINNERUNG

AN

c. c. e. f. h. i. l. o. r. w.



THE  
LIBRARY  
OF THE  
MUSEUM OF  
ART AND  
ARCHAEOLOGY  
OF THE  
UNIVERSITY OF  
CAMBRIDGE

1875

1875

1875

1875

1875

1875

1875

1875

1875

1875

1875

1875



jedem Reiche der Wissenschaften ungeheure Ideenmassen zusammen trugen und so im schwelgerischen Genuß überhäufte Materialien, Gestalten bildeten, schön an Form und Glanz, aber sie vergaßen vielleicht nicht selten, daß sie für einfache Kinder der Natur bauen wollten, und so geschah es dann, daß ein Werk, welches aus Liebe zu unserem Geschlecht begann, zur Ehre ihrer Baukunst endete. Gewöhnt, ferne Jahrhunderte zu durchspähen und an deren Horizont den kleinsten Nebelfleck zu bemerken, oder dem Dulder ein frühes Morgenroth zu verkündigen, gewann ihr Auge Kraft für die Ferne und verlor für die Nähe. Unstreitig sahen diese Männer tausend Dinge, die mein Gesichtskreis nie berühren wird, die Welt dankt ihnen für ihre Beobachtungen mit Recht und ehret ihre Asche.



Wenn aber jemand, fern von jedem Anspruche auf Gelehrsamkeit, bloß dahin strebt, von den Dingen um sich her so richtige Begriffe zu fassen, als seine Sehkraft ihm verstatte wollte, und so bewaffnet mit einem gesunden Auge — ich muß es nur gestehen, das hab' ich mir immer zugetraut — ohne Hinsicht auf System und Form, den Menschen, der überall derselbe ist, auf dem kleinen Erdraum, um welchen seine Existenz sich drehet, unablässig beobachtet, jeder seiner Bewegungen zur letzten Triebfeder nachzuspüren und den Grad ihrer Spannung zu erfahren sucht, von jeder bisher angewandten Arzeney die schädliche oder gute Wirkung aufzählt, sollte ein solches Unternehmen nicht einer prüfenden Beurtheilung werth seyn? Verbirgt sich etwa die Wahrheit, als ein Monopolium geheimer Verbindungen



---

## VORREDE.

Es ist billig, daß ein jeder beym Eintritt in die literarische Welt, den Wächtern derselben von seiner Reise die Absicht, und was ihn dazu verleitet hat, vorlege, um sie in den Stand zu setzen, gehörig zu beurtheilen, ob ein solcher Fremdling zu dem verlaufenen Gesindel gehöre, welches bald geraubte, bald verlegene, bald unreife Früchte feil biethe, und dadurch den Geschmack der Zeitgenossen vergiftet, oder ob seine Waare von der Art sey, daß man sie ohne Gefahr in Umlauf bringen könne.



Was nun die meinige betrifft, so werden die Herren wohl selbst sehen, was an ihr taugliches ist.

Fragen sie mich aber nach der Ursache, warum ich gerade diese und keine andere liefere, so ist meine ganze Rechtfertigung die, daß ich den Menschen schon eher studirte, ehe ich mir ihn noch zum Studio wählte. Diejenigen, welche ich mir zu Richtern wünsche, werden mit dieser Auskunft zufrieden seyn, und mir Dank wissen, daß ich sie mit einer weitläufigen Auseinandersetzung der dabey vorausgesetzten Ideenreihe verschont habe. Welchen aber das nicht hinreichend ist, für die würde ich immer zu wenig sagen.

Es hat unstreitig große Männer gegeben, welche die Bildung des Menschen ihres Nachdenkens werth gehalten haben. Unter diesen befanden sich viele, welche aus



jener sich dadurch veranlaßt finden sollte, sein Urtheil über mich zu ändern — wie hätte ich es vermeiden können, daß nicht vieles, was ihm zugehört, sich meinen Ideen zugesellt haben sollte, ohne daß mein vernachlässigtes Gedächtniß im Stande war, den Ort und die Zeit anzugeben, wo ich diesen oder jenen Begriff mir zu eigen machte. Was also auch in meinen Aufsätzen Fremdes seyn mag, ich bin mir keiner unedeln Zueignung desselben bewußt, und damit ich gegen jeden Verdacht dieser Art gesichert seyn möge, habe ich hier öffentlich gestanden, wie viel ich dem Vater der Deutschen Literatur von meiner Ausbildung verdanke. Ob dieser große Mann Ursache haben wird, diese Wirkung zu denjenigen zu zählen, welche er, des größeren Guten wegen, das seine Werke gestiftet haben, wil-



lig *duldet*, oder ob das, was mir Wahrheit zu seyn schien, sich wirklich vor seinem Richterstuhle als solche bestätigen wird, darüber wird mich ein lautes Urtheil oder ein schonendes Schweigen bald belehren.

„Aber dafs so untergeordnete „Kräfte einem solchem Geiste nachzufliegen wagen!“

Nicht doch, das war mein Plan ja nicht, wahrlich nicht. Ich suchte die Wahrheit, und er gab mir die Leuchte. Kann es ihm Unehre seyn, mir die Augen, die freylich immer nur die *meinigen* blieben, geöffnet zu haben? und ist's von mir Vermessenheit, mich in seinem Lichte gestärkt zu haben?

---



vor dem Ungeweihten, oder scheint sie, wie Gottes Sonne, jedem, der die Augen nicht muthwillig verschließt, hell und klar ins Angesicht?

Was die Behandlung der einzelnen Materien und ihre Entstehung betrifft, so bin ich der Kritik noch folgende Auskunft schuldig.

Es ist noch nicht gar lange her, daß der Gedanke, Schriftsteller zu werden, ganz außer dem Kreise meiner Wünsche lag. Ruhig wandelte ich, an der Hand der Beobachtung, der Wahrheit entgegen, und meine Führer waren *Wielands* Werke. Hier fand ich die Natur schärfer gezeichnet, als sie selbst sich mir darzustellen vermochte. Meine Begriffe sonderten sich mit jedem Tage von den Volksbegriffen ab, ich fand in unsern Verhältnissen, mehr noch in den Vorbereitungen zur Glückselig-



keit, so viel Zweckwidriges, daß ich den Wunsch, meine Begriffe dem Urtheile der Welt vorzulegen, und hier Berichtigung meiner selbst zu suchen, nicht mehr zu unterdrücken vermochte. Bey meinen Arbeiten folgte ich keinem andern Plane, als der Lebhaftigkeit meiner Ideen. Hatte irgend eine Vorstellung in mir einen hohen Grad von Lebhaftigkeit erreicht, so fühlt' ich mich genöthiget, sie außer mir darzustellen und das und mehr nicht, darüber zu sagen, was meine eigene Wahrnehmungen mir dictirten. Gewöhnlich erhielten meine Ideen dieses Feuer, wenn ich den *Goldenen Spiegel* oder die *Geschichte des Danischmende* las. So hingezogen zu einem Autor und durch ihn für die ganze übrige Literatur entschädigt — man erlaube mir immer, daß ich ganz aufrichtig seyn darf, gesetzt auch, daß dieser oder



troffen werden, wo der Mensch ist; da hingegen jene, die conventionellen Gefühle, nur dann im Menschen vorhanden sind, wenn er da ist, wo diese Gefühle einheimisch sind. Zu den erstern gehören z. B. die Liebe der Aeltern zu ihren Kindern, die Liebe zur Vollkommenheit; da hingegen ein großer Theil der Religions-Gefühle, der Gefühle des Sittlichen und Anständigen als Producte der individuellen Verhältnisse, sich nur zu den conventionellen Gefühlen gesellen darf. Wenn der Römer in heiliger Entzückung vor dem Bilde der Mutter Maria kniet, so steht der Jude kalt vor einem kalten Steine; Falls ihn die goldene Einfassung nicht etwa erwärmt.

Auch scheinen beyde Arten der Gefühle, so ähnlich sie sich übrigens auch in Absicht ihrer Wirkung sind, in ihrem Wachsthume so wenig gleich-



artig zu seyn, dafs vielmehr die eine gerade da gedeihet, wo die andere stirbt. Je mehr der Mensch sich des Gebrauchs seiner Vernunft bemächtigt, desto häufiger ermatten die ihr widersprechenden conventionellen Gefühle; da hingegen die erstern an Stärke und Reinheit in diesem Lichte gewinnen. Es scheint, als ob der ausgetretene, und in fremde Seiten - Canäle getheilte Strom des Naturfeuers sich dann wieder in sein erstes Bett zurück zöge, und so concentrirt, der Maschine den gehörigen Grad von Wärme ertheilte, welcher für einen gesunden Menschen so entscheidend ist; und wenn wir diese Wärme bey einem scheinbar großen Menschen vermissen, so dürfen wir uns auch überzeugt halten, dafs sein Menschenwerth an seiner künstlichen Gröfse unschuldig ist.



In der Verlags-Handlung dieses Werks sind  
zur D. M. 1792 noch erschienen.

Koch, E. J. Magazin für Buchhändler und Schrift-  
steller. gr. 8.

— — Hodegetik für das Universitätsstudium.  
gr. 8.

Otto, F. W. Abriss einer Naturgeschichte des  
Meeres. Ein Beytrag zur physischen Erdbe-  
schreibung. Erstes Bändchen. Mit einer  
Titelvignette von Kohl. 8.

Sendschreiben an den Verfasser der dringen-  
den Bitte und Vorstellung sämt-  
licher Einwohner Berlins, der  
Theuerung der Lebensmittel vor-  
zubeugen. Allen Ständen der Preußi-  
schen und Nicht-Preussischen Unterthanen  
gewidmet. 8.

Vieth, G. U. A. Vermischte Aufsätze für Liebha-  
ber mathematischer Wissenschaften. m. K.  
und Fig. 8.

Eben dasselbe auf Druckpapier.

Zeugungstheorie, einzig mögliche, oder die Er-  
zeugung des Menschen. Ein Lesebuch für  
Eheleute, Ehe lustige, Jünglinge und Jung-  
frauen. 8.

---



In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts  
wurde die deutsche Literatur in  
England bekannt gemacht.

Die deutsche Literatur wurde in  
England bekannt gemacht durch  
die Übersetzungen von Goethe, Schiller  
und anderen Dichtern.

Die deutsche Literatur wurde in  
England bekannt gemacht durch  
die Übersetzungen von Goethe, Schiller  
und anderen Dichtern.

Die deutsche Literatur wurde in  
England bekannt gemacht durch  
die Übersetzungen von Goethe, Schiller  
und anderen Dichtern.

Die deutsche Literatur wurde in  
England bekannt gemacht durch  
die Übersetzungen von Goethe, Schiller  
und anderen Dichtern.

Die deutsche Literatur wurde in  
England bekannt gemacht durch  
die Übersetzungen von Goethe, Schiller  
und anderen Dichtern.

Die deutsche Literatur wurde in  
England bekannt gemacht durch  
die Übersetzungen von Goethe, Schiller  
und anderen Dichtern.

Die deutsche Literatur wurde in  
England bekannt gemacht durch  
die Übersetzungen von Goethe, Schiller  
und anderen Dichtern.

Die deutsche Literatur wurde in  
England bekannt gemacht durch  
die Übersetzungen von Goethe, Schiller  
und anderen Dichtern.

Die deutsche Literatur wurde in  
England bekannt gemacht durch  
die Übersetzungen von Goethe, Schiller  
und anderen Dichtern.



















Frölich, Carl Wilhelm, / Glassbach, Carl Christian, / Francke, Friedrich

Ueber Den Menschen Und Seine Verhältnisse

Berlin 1792

Ph.pr. 840 e

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10041346-2

VD18 11492449